

Biblioteka
U. M. K.
Toruń

145195

II

31

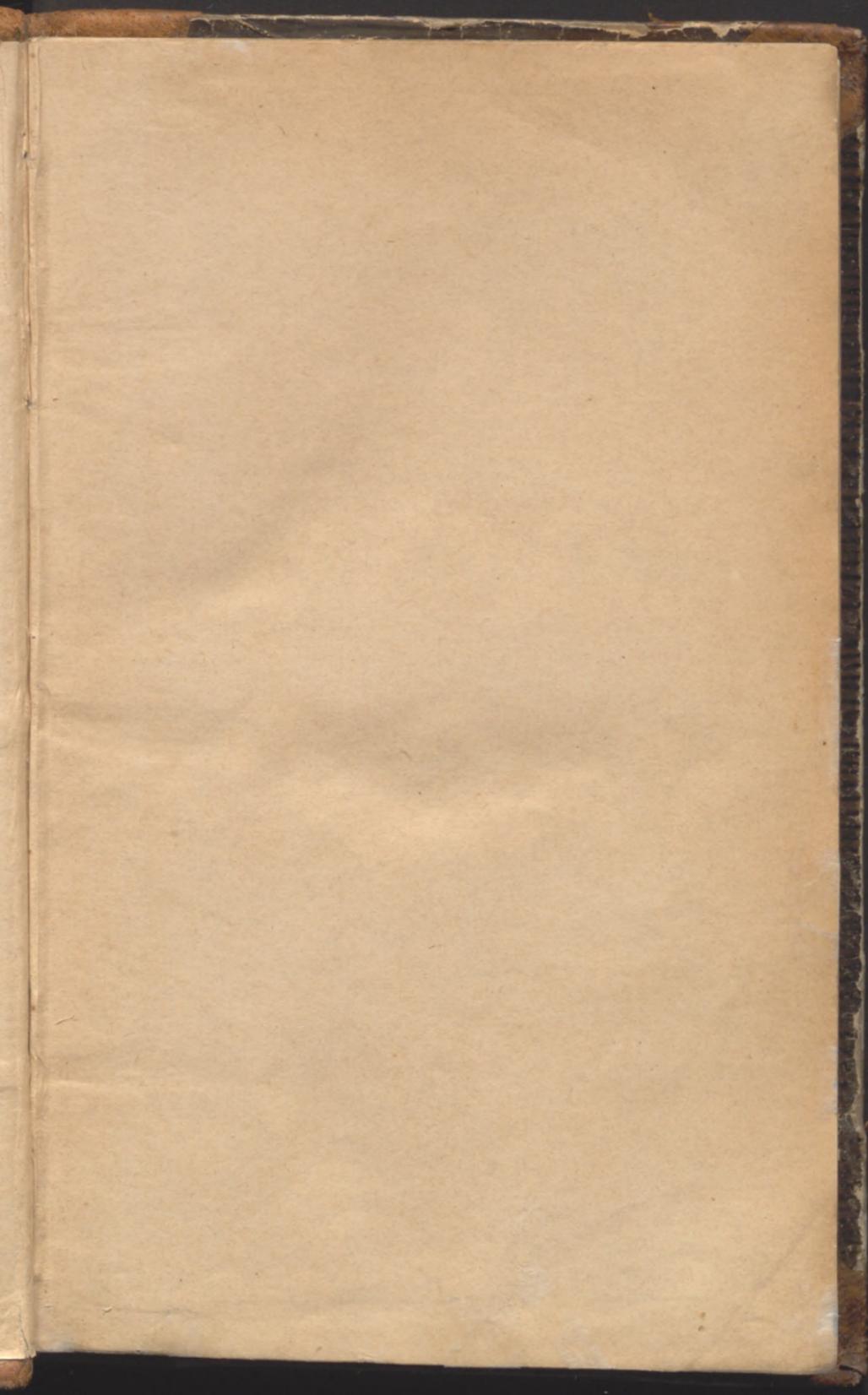
Hermes Floré.

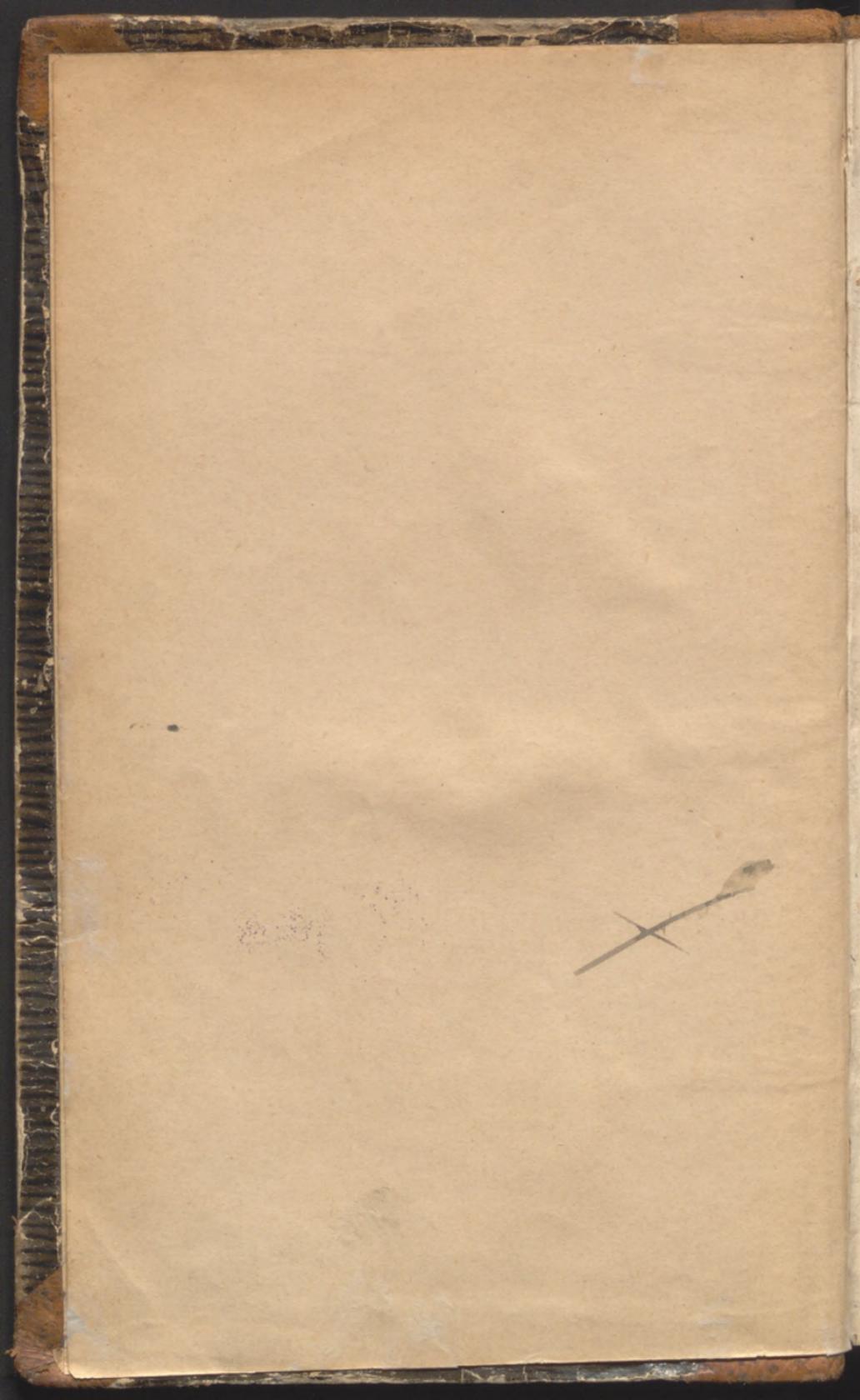
1111
794

M. Spiringborn
Herkus Morite.

23.6.1936

K III c₂, 794





Herkus Monte.

~~~~~  
Eine Erzählung  
aus Altpreußens Vorzeit

von

*D. 198.*

M. Springborn.

*7686.*



Berlin SW. 1897.

Wilh. Schulze's Verlag (L. Grieben jun.)  
Wartenburg-Straße 14.



~~nr. 1936-1649~~

145.195

2



## Erstes Kapitel.



Auf der linken Seite des Pregels, des Pergolla-Flusses der alten Urbewohner Preußens, dehnte sich Wald, meilenweiter, endlos scheinender, schier undurchdringlicher Urwald. Er begann im Süden, wo die Alle ihre Gewässer der Pergolla zuführt, und folgte dem langsam dahin ziehenden Flusse fast bis zu seiner Mündung. Herrlich war der Wald in seiner unberührten Naturpracht. Uralte Eichen, oft schon gehöhlt durch die Zeit, so daß sie gutes Obdach und Schutz dem Wanderer bieten konnten im Innern ihrer mächtigen Stämme, Linden, hoch und schlank und mit weit sich ausbreitenden Wipfeln, daneben Birken, deren weiße Stämme hellleuchtend sich abhoben von einer dicht geschlossenen Wand dunkelgrüner Kottannen, so bildeten sie Alle vereint den wundervollsten Anblick. Nie ermüdete Eintönigkeit. Junger Aufschlag drang nach zum Licht, wo durch den Sturz eines Alten eine Lücke entstanden war. Dicht drängten sich die jungen Tannen zusammen, oft jedes Weiterdringen von Mensch oder Tier verhindernd, üppige Farnkräuter

wiegten sich, in halber Manneshöhe den sumpfigen Boden bedeckend, während an trockneren Stellen wilde Waldblumen blüeten.

Wohl empfand auch der Reiter, welcher einsam und pfadlos durch diese Wildnis irrte, etwas von der Pracht und dem eigenartigen Zauber dieses von Menschenhand noch unberührten Naturlebens. Dennoch mußte er zuviel Aufmerksamkeit etwa vorhandenen Gefahren widmen, um noch Auge und Ohr für die Schönheit seiner Umgebung zu haben. Es war ein Krieger, der in Feindesland umherirrte, ohne zu wissen, in welcher Richtung Freund oder Feind zu erwarten sei, und niemand konnte es ihm veragen, wenn die Worte, welche er dann und wann vor sich hin murmelte, eher einer Verwünschung als Bewunderung gleich klangen. Mantel und Schild, beides weiß mit schwarzem Kreuze, ließen ihn als deutschen Ordensritter erkennen. Mehr jugendlich kräftig und gesund als schön waren die Züge, welche das aufgeschlagene Visir sehen ließ, treuherzig blickten die blauen Augen und blond war das Haupthaar, welches aus dem Helm hervordrang. Jugentliche Kraft sprach aus der ganzen Erscheinung, und dennoch schienen Noß und Reiter gleicher Weise ermattet zu sein und großes Verlangen zu tragen, aus diesem ungangbaren Waldesdickicht einen Ausweg zu finden.

Und der Wunsch war erklärlich. Seit drei Tagen schon irrte der Reiter so umher, ohne andere Nahrung als etwas trockenes Brot, das er bei sich gehabt hatte und wilde Waldbeeren, in steter Sorge, den Feinden in die Hände zu fallen oder in dem sumpfigen Boden zu versinken. Wie oft schon hatte er, wenn er die rechte Richtung ge-

funden zu haben meinte, umkehren müssen, weil Sümpfe seinen Weg abschnitten. Er wußte nicht, ob er seinem Ziel näher gekommen oder sich von ihm entfernt habe, ob er nicht gar, ein Spielball des Zufalls, sich beständig um denselben Punkt bewege. Leuchtete doch kaum die Sonne in dies Dickicht, um ihn die Himmelsgegenden erkennen zu lassen. Vor drei Tagen war er während eines Gefechts zwischen den Ordensbrüdern und heidnischen Preußen von den Seinen abgeschnitten worden und, unbekannt mit der Eigenart preussischer Wälder, hatte er geglaubt, schneller und sicherer sein Ziel, die Burg Königsberg, zu erreichen, wenn er seinen Weg durch den Wald nahm.

„Träfe man in dem verhetzten Walde doch nur einen lebenden Menschen,“ murrte er ungeduldig vor sich hin, „und wäre es einer der Gott verfluchten Heiden! Lieber in ehrlichem Kampf mit Feinden fallen, als den wilden Bestien zur Beute werden, welche Nacht für Nacht ihren angenehmen Gesang hören lassen.“

Ein langgezogenes heiseres Geheul aus der Ferne antwortete seinen Betrachtungen. Noch war er nicht in die Lage gekommen, persönliche Bekanntschaft mit den vereinigen Bewohnern dieses Waldes zu machen, doch die Stimmen, welche allnächtlich in nächster Nähe seiner Raststelle ertönten, trugen nicht dazu bei, den einsamen Ritt angenehmer erscheinen zu lassen und scheuchten jede Spur des Schlummers von den müden Augen des jungen Ritters. Er wußte, daß Preußens Wälder Scharen von Wölfen, Bären und Luchsen bargen, dazu anderes Wild wie Elche und Auerochsen, welchen zu begegnen für einen einzelnen Mann ebenfalls nicht wünschenswert sein konnte. War er

auch im Kampf mit dem Feinde stets in den Reihen der Kühnsten zu finden, so erschien es ihm doch wenig rühmlich, hier den Tieren des Urwaldes zu erliegen, zumal er nur vor Kurzem mit einer Schar anderer Ritter und Kreuzfahrer aus dem Reich gekommen war, beseelt von dem heißen Wunsche, Heldenthaten zu Ehren der heiligen Jungfrau im Kampfe mit den Heiden zu vollbringen.

Seit einigen Stunden diente ein kleiner Wasserlauf ihm als Führer; so vermied er die Gefahr, einen Kreis zu beschreiben und hatte die Aussicht, auf diese Art die Pergolla zu erreichen, welche unterhalb der Burg Königsberg vorüber floß. Es war jedoch schwer, dem Lauf des Baches immer zu folgen, da der Grund oft zu weich wurde, und immer stärker stieg der Zweifel auf, ob er bis zur Mündung des Wassers in die Pergolla würde vordringen können, oder ob Sümpfe ihn abermals hindern würden.

Plötzlich hielt er sein Pferd zurück und lauschte. Ein Ton war an sein Ohr gedrungen, so unähnlich den unmelodischen Waldstimmen, daß es ihn mit freudigem Schreck durchfuhr. Es war eine menschliche Stimme. Noch tönte nur vereinzelt ein Laut herüber, doch klang es wie Gesang einer Frauenstimme. Der Ritter folgte langsam dem Schall, in seinem Herzen erwägend, wer wohl in dieser Wildnis so hell singen mochte. Deutlicher hörte er die Töne und unterschied eine melancholische Weise, doch waren es fremde Worte, welche er nicht verstand.

Er mußte der Sängerin schon ganz nahe sein, doch verbarg dichtes Gebüsch sie noch seinen Augen. Er zögerte einen Augenblick. Durfte er weiter vordringen und im nächsten Augenblick einem fremden Weibe gegenüber stehen?

Die Ordensregel verbot auf das Strengste jeden Umgang, selbst ein Gespräch mit jungen Weibern. War doch sogar der Kuß der Mutter einem Ritterbruder untersagt. Sollte er dieses Gebot verletzen oder treu seinem Gelübde die Versuchung fliehen und allein seinen Weg weiter suchen? Es wäre Narrheit gewesen, die vielleicht sich bietende Hülfe nicht zu ergreifen. Jeder andere an seiner Stelle würde ebenso handeln, und sein Beichtiger würde ihn mit einer kleinen Buße von der Übertretungssünde losprechen.

So drang er vorwärts. In einem Bogen umging er das Dickicht vor ihm und befand sich plötzlich am Eingange einer Schlucht, welche der Bach hier wohl vor grauer Zeit durchgerissen hatte. Jetzt standen Baumriesen auf beiden Seiten des steil abfallenden Ufers. Eine von Sturm und Alter entwurzelte Eiche lag quer über das Wasser und auf derselben saß die Sängerin. Es war ein junges Preußenweib. Sie bemerkte den Fremden offenbar nicht und er hatte Muße, sie zu betrachten. Ein unscheinbares, leinenes Gewand deckte den Körper und ließ nur den Hals und blendend weiße Arme frei, mit welchen sie sich auf den Baumstamm stützte und sich singend hin und herwiegte. Das blonde Haar war einfach zurückgebunden und fiel lang über den Rücken. Die gleichfalls nackten Füße neigte das Wasser ein wenig, wie es ausspritzend von Stein zu Stein sprang unter ihrem lustigen Sitz.

Plötzlich gewahrte sie den Fremden und wie ein Blitz glitt sie herunter und stand auf der andern Seite des Baches. Dort zögerte sie unschlüssig. Es war ein Feind. War er allein? Waren ihrer mehr hinter den Büschen verborgen? Der Ritter verstand die stumme Frage.

„Fürchte Dich nicht vor mir“, rief er ihr zu, „ich bin ein einsam verirrter Wanderer, müde und hungrig, der einen Ausweg sucht aus diesem schier endlosen Walde.“

Er war näher geritten und hielt ihr gegenüber an der andern Seite des Baumstammes. Sie betrachtete ihn halb neugierig, halb voll Teilnahme. Ihr Schweigen beunruhigte ihn; sicher verstand sie seine Sprache nicht und konnte ihm also keine Auskunft geben.

„Ihr seid ein Ritter vom deutschen Orden,“ tönte es ihm da in wohl lautendem Deutsch entgegen.

„Du sagst es,“ entgegnete er.

„Und ich suche wieder zu den Meinen zu kommen, die ich vor drei Tagen verließ. Sage mir, wohin muß ich mich wenden, um die Burg Königsberg zu erreichen?“

„Die Sonne steht tief,“ sagte das Mädchen nachsinnend, „Ihr würdet den rechten Weg in der Abenddämmerung verfehlen. Ich will Euch Obdach geben für die Nacht und Nahrung für Euch und Euer Pferd. Die Götter gebieten, dem Fremdling Gastfreundschaft zu gewähren, wenn er selbst unser Feind ist.“

Es klang so einfach und herzlich, die Aussicht auf stärkende Speise und Nachtruhe war so verlockend für den Ermüdeten, daß er nicht lange bedachte, ob es klug sei und mit seinen Ordensregeln vereinbar, diesem Mädchen zu folgen.

Sicher überschritt sie den Baumstamm und stand neben ihm.

„Wollt Ihr, so steigt vom Pferde. Ich will es in sichern Gewahrsam bringen und Euch selber geleiten.“

Er folgte der Aufforderung, und sie führte das Tier auf einem schmalen Pfade ins Dickicht hinein. Minuten-

lang blieb er allein, und es kam ihm jetzt erst die Überlegung, ob er nicht thöricht handele. Doch was sollte ihm geschehen?

Wochten ihn die Heiden überfallen, er hatte sein gutes Schwert und stand unter dem Schutze der heiligen Jungfrau.

Dann stand sie wieder neben ihm und sagte, über den Bach deutend:

„Folgt mir dort hinüber. Meine Hütte ist nicht fern.“

Er schritt hinter ihr her über den schmalen Steg, dabei das Mädchen mit prüfendem Blick betrachtend. Sie gehörte sicher nicht zum niederen Volk. Etwas Eigenes in der Art zu sprechen und sich zu bewegen zeigte, daß sie gewohnt sei zu gebieten. Sie stammte aus einem der vornehmen Geschlechter dieses Landes, war vielleicht die Tochter eines seiner Fürsten, die sich Reiks nannten.

„Wie heißt Ihr?“ fragte er, unwillkürlich das vorhin gebrauchte „Du“ gegen „Ihr“ vertauschend.

„Kameda“, entgegnete sie einfach.

„Und Euer Geschlecht? Ihr seid nicht von geringer Herkunft.“

„Mein Vater ist einer Eurer größten Feinde. — Und wie ist Euer Name?“

„Klaus von Eckstein, und meine Heimat ist im Herzen Deutschlands, nahe der Stadt Magdeburg.“

„Magdeburg? — Kanntet Ihr den Ritter Hirzhals?“ fragte sie überrascht.

„Ich kannte ihn. Auch er hat sein Leben hier in diesem Lande verloren, wie so viele Edle.“

„Es war schade um ihn, aber er war nicht zu retten. Es war der Götter Wille, daß er starb.“

Sie hatte es undeutlich vor sich hin gemurmelt, so daß ihr Begleiter sie nicht ganz verstand. Dann sagte sie in ihrem alten ruhigen Ton: „Gebt mir Eure Hand, damit ich Euch besser führen mag. Unsere Wege sind nicht für Fremde gemacht.“

Sie bog hernieder hängendes Gezweig zur Seite und Beide betraten einen schmalen Pfad zwischen dicht zusammen schließenden Nottannen. So dicht standen die Bäume, daß es fast dunkel darunter war, zumal die Sonne wohl nahe am Untergang sein mußte. Neben seiner Führerin hinschreitend, fühlte der Ritter, zur Seite tastend, daß die trocknen Zweige der Tannen wie Drahtgewebe sich neben ihm verschlangen und jeden Ausweg zur Seite absperreten. Mehrmals schien es jedoch, als gingen Stege in anderer Richtung ab, und oft bogen sie auch bald rechts, bald links aus, sodaß es Klaus unmöglich gewesen wäre, die Richtung anzugeben, in welcher er sich von dem Bache entfernt hatte. Nach geraumer Weile lichtete sich das Dickicht und Nomedas blieb stehen.

„Wartet hier einen Augenblick,“ sagte sie, „ich will nachsehen, ob Niemand nahe ist.“

Nach einer kurzen Weile war sie wieder bei ihm.

„Kommt nur; es ist alles sicher. Niemand ist in der Hütte außer der alten Saume, meiner Pflegerin,“ sagte sie, ihn weiter führend.

Aus dem Walddickicht traten sie nun in eine Lichtung, auf welcher verstreut einzelne Hütten unter den Bäumen standen. Dem jungen Ritter blieb jedoch wenig Muße zu neugieriger Umschau, denn dicht vor ihnen lag schon das Ziel, Nomedas Hütte, mit der Rückseite fast an den Wald

grenzend. Es war ein einfacher, schmuckloser Bau, roh aus Holz und Steinen errichtet, mit einem Strohdach darüber. Nomeda führte den Fremden durch die niedere Thür in das Innere, in einen weiten Raum, in dessen Mitte auf steinerne Herde ein einladendes Feuer brannte. Eine alte Frau hantierte daran umher, hielt jedoch in ihrer Arbeit an, als die Beiden eintraten, und musterte den Fremden prüfend und mit wenig wohlwollenden Blicken.

Nomeda trat zu ihr und wechselte leise einige Worte in fremder Sprache; die Alte brummte etwas Klaus Unverständliches dazu, doch schien sie der Jüngeren nachzugeben. Dann rückte Nomeda einen Holzstuhl an das Feuer und lud den Ritter ein, es sich bequem zu machen.

Dieser folgte der Einladung; er legte sogar seinen Helm ab, der ihn drückte und seinen Schild stellte er neben sich. Dann ließ er prüfend seine Blicke durch den Raum schweifen. Allerlei Gerät, das nicht für Frauen bestimmt war, zeigte ihm, daß Nomeda nicht einzige Bewohnerin der Hütte war. Waffen lagen umher, Netze zum Fischfang hingen an den Wänden, dazwischen merkwürdige Gegenstände, deren Bedeutung Klaus unverständlich war, welche er aber in Verbindung mit dem Götzendienst der Heiden bringen zu müssen glaubte.

Vorhänge aus grobem Stoff schlossen den Raum auf zwei Seiten ab, auf der dritten Seite, der Thüre gegenüber, ließen kleine Fensteröffnungen unvollkommen das Tageslicht ein.

Nomeda, die hin und wieder gegangen war, trat zu ihm und sagte, auf die Umgebung weisend: „Eure Schlösser in Deutschland sind schöner. Auch wir wohnen nicht immer in diesen niedrigen Hütten.“

„Woher wißt Ihr, daß wir in Schöffern wohnen?“

„Glaubt Ihr, daß Ihr der erste Fremdling seid, mit welchem Komeda spricht?“ fragte sie stolz abweisenden Tons. „Auch haben wir ja Eure Burgen jetzt bei uns im Lande, und können daran sehen, wie Ihr zu leben gewohnt seid.“

Feindlich klangen die Worte und mahnten den Ritter, daß er einer Preußin Gast sei. Doch schön war die Gestalt, wie sie so mit zornbligendem Auge vor ihm stand, von der Glut des Herdfeuers angestrahlt, und ein seltsam Gefühl beschlich den Jüngling, ein Staunen, eine Bewunderung, das dem Christen der Heidin, dem Ordensritter der Jungfrau gegenüber ganz unerlaubt war.

Sie wandte ihm den Rücken und schickte sich wieder an, der alten Laume zu helfen, und ihm kam plötzlich eine Ahnung der Gefahr, in welcher er hier war. Er schlug ein Kreuz und betete einen Vers, der ihn gegen Zauberei gelehrt ward.

Dann trat Komeda wieder zu ihm, stellte vor ihn einen Tisch und darauf die Abendmahlzeit, welche sie ihm mit Laume bereitet hatte. Es war Fleisch von einem wilden Eber, am Feuer gebraten, einige Eier, Brod und ein Krug mit Meth, eine einfache Kost, doch hatte der Ritter selten auch den auserlesensten Gerichten besser zugesprochen. Komeda saß ihm gegenüber auf einem niederen Schemel. Auf seine Frage, ob sie sein Mahl nicht teilen wollte, entgegnete sie ruhig, es sei nicht Sitte in ihrem Volk, daß Frauen oder Mädchen mit den Männern speisten. Sie betrachtete ihn ernst, füllte von Neuem seinen Krug, und beantwortete eifrig seine Fragen.

Plötzlich scholl von draußen her Stimmenklang. Schritte

und Waffengeklirr wurden hörbar. Klaus sprang auf und griff nach Helm und Schild.

„Heilige Jungfrau Maria! Ich bin verraten,“ schrie er wild. „Aber laß sie nur kommen, sie sollen mich nicht umsonst haben.“

Auch Nomedas war aufgesprungen und ans Fenster geeilt.

„Geht hinter den Vorhang rechts, schnell;“ rief sie gebietend dem Ritter zu. „Laume, den Tisch mit der Mahlzeit auch da hinein! Es scheint, als kämen sie wirklich nach hier.“

Die Alte folgte dem Befehl so schnell sie vermochte. Klaus stand unschlüssig vor dem Vorhang, allerlei Einwände murmelnd und daß er fechtend sterben wolle.

„Seid kein Narr,“ sagte Nomedas kurz. „Denkt Ihr, wir Preußen schlachten unsere Gäste ab, etwa wie der Ritter Bolrad Wunderlich, der seine Gäste samt dem Schloß Lenzenberg verbrannte?“ Und da er noch zögerte, schob sie ihn in den Nebenraum und schloß den Vorhang. „Ich gehe hinaus, mit dem Vater zu reden. Laume bleibt im Vorraum,“ rief sie ihm zu.

Klaus befand sich in einem schmalen, fast dunkeln Raum, an dessen hinterer Wand ein einfaches Lager aus Tierfellen sich unterscheiden ließ. War es der Schlafraum Nomedas? Er hatte keine Muße zu solchen Betrachtungen. Er lauschte auf den Lärm draußen. Noch hörte er Waffengeklirr und undeutliches Murmeln von vielen Stimmen, dazwischen eine tiefe, klangvolle Stimme fragend und eine anscheinend jüngere Antwort gebend, doch schienen die Töne in stets gleicher Entfernung von der Wohnung zu bleiben. Nun hörte er den schweren Schritt eines Kriegers sich

nähern, daneben unterschied er Nomedas leichten Gang. Sie betraten den großen Mittelraum der Hütte und sprachen eifrig zusammen; es war dieselbe tiefe Stimme, welche draußen anscheinend Auskunft verlangt und Befehle erteilt hatte. Den Inhalt ihrer Rede konnte Klaus nicht verstehen, zuletzt nur sagte der Krieger in deutscher Sprache: „Nun, da er dein Gast ist, so mag es sein. Den Gast senden die Götter. Möge er sich Deines Mitleids nicht unwert zeigen.“

Gleich darauf verließ er die Hütte und Nomeda trat unter den Vorhang. Sie trug einen Rienspan, den sie in einen an der Wand befestigten Ring steckte. Laume folgte ihr und Beide ordneten, leise Worte wechselnd, den Raum. Eine Aufforderung, die unterbrochene Mahlzeit fortzusetzen oder noch bei einer Kanne Meth an der Herdseite zu verweilen, hatte Klaus abgelehnt. Er sei müde und wolle ihr nicht weiter lästig sein. So bereiteten sie ihm nun ein Lager, damit er ruhen könne.

Draußen war alles still geworden; hin und wieder hörte man noch ferne Stimmen herüber, doch schien es in der That, als ahne Niemand außer den Bewohnern der Hütte, daß ein Feind so nahe sei.

Als die Frauen ihre Arbeit beendet, nahm Nomeda wieder den Rienspan aus dem Ringe.

„Euer Lager ist bereitet,“ sagte sie zu Klaus gewandt; „Ihr könnt sicher schlafen. Gefahr droht Euch nicht unter diesem Dach. Morgen in der Frühe wird Laume Euch wecken, dann will ich Euch auf den rechten Weg geleiten. Schlaft wohl.“ Und von Laume gefolgt, verließ sie den Raum.

Klaus hörte sie noch geraume Zeit nebenan hantieren, hörte auch Nomedas Vater wieder zurückkehren, da aber sonst alles unverdächtig und still blieb, suchte er endlich das Lager auf und war sofort in tiefen, traumlosen Schlaf versunken.

Er erwachte erst, als am andern Morgen Laume neben ihm stand und sich bemühte, ihm verständlich zu machen, daß es Zeit sei, aufzubrechen. Fahles Dämmerlicht drang durch ein paar Öffnungen in der Wand und ließ ihn erkennen, daß der Tag angebrochen sei. Er erhob sich rasch und folgte der Alten in den Mittelraum, wo Nomedas seiner wartete und ihm eine Schüssel dampfender Suppe als Morgenimbiß bot. Er mußte auch noch ein kaltes Stück Fleisch und Brod als Wegzehrung von ihr annehmen, denn er werde doch nicht die nächste Ordensburg erreichen, ehe die Sonne im Mittag stände, meinte sie. Darauf forderte sie ihn auf, ihr zu folgen und Beide betraten das Freie.

Noch war die Sonne nicht aufgegangen und die Morgendämmerung gab hier inmitten des Waldes zu unvollkommenes Licht, um den Ritter genau die Umgebung erkennen zu lassen. Menschenleer und still war es ringsum, nur seitwärts neben der Hütte stand eine hünenhafte Gestalt, regungslos, lautlos. Es war ein Mann in vorgerückten Jahren, wie der mit weißen Fäden durchzogene Bart und das Haupthaar wiesen, welches lang unter der in die Augen gezogenen Pelzkappe hervorquoll; einen Arm trug er in einer Binde, der andere stützte sich auf ein Schwert. So stand er gleich einem Steinbilde, nur mit den Augen, die streng unter buschigen Brauen hervorblickten, dem Fremden folgend.

Klaus blieb wenig Zeit, die Erscheinung zu betrachten. Nomeda zog ihn weiter und nach wenigen Schritten umfing ihn wieder tiefer Waldesschatten. Geraume Zeit gingen sie stumm neben einander, endlich brach die Frage, welche ihn beschäftigte, von Klaus Lippen.

„Wer war der Mann?“

„Mein Vater.“

„Er ist einer der Führer?“

„Er ist der Wirt, unter dessen Dach Ihr geschlafen.“

„Ihr wollt seinen Namen nicht nennen?“

„Nein, Ihr seid ein Ordensritter.“

Wieder schwiegen Beide. Ihr Wort durchzuckte ihn seltsam. Er ein Ordensritter, hier an der Seite einer Jungfrau, Hand in Hand mit ihr durch dies Dickicht irrend; welch ein unerhörtes Begebnis! Nicht lange jedoch ließ Nomeda ihn diesen Gedanken nachhängen. Diesmal brach sie das Schweigen. „Ihr nanntet gestern, so oft Ihr Euch unbemerkt glaubtet, wiederholt den Namen Maria. Ich weiß, es ist ein Frauename in Deutschland. Wer ist eure Maria?“ fragte sie.

„Die heilige Jungfrau, die Mutter Gottes,“ entgegnete Klaus feierlich. „Sie ist die Gebenedeite, welcher wir Ritter dienen. Wohl tragen auch irdische Weiber ihren Namen, doch dürfen Ordensritter nicht irdische Minne im Herzen hegen.“

„Also eine Göttin“, sagte Nomeda erleichtert; „ich dachte,“ — doch sie brach ab und ging sinnend weiter.

Bald war die Schlucht erreicht. Wieder verschwand Nomeda im Dickicht, nachdem sie den Baumstamm überschritten hatten, und kehrte nach wenigen Minuten mit des Ritters Kopf zurück.

„Ihr müßt das Pferd hier noch leiten; es ist sicherer. Ich werde Euch den Weg zeigen, bis Ihr nicht mehr fehlen könnt,“ sagte sie und schritt darauf leichtfüßig, ohne nach ihm umzusehen, ihm voraus, die Schlucht weiter aufwärts verfolgend. Vor einem schmalen Pfad, welcher quer über den Bach lief, hielt sie an.

„Diesen Pfad müßt ihr verfolgen,“ sagte sie, gen Westenweisend. „Er führt Euch aus dem Walde. Achtet genau auf die Steine, welche hin und her gelegt sind und führt Euren Gaul, wo der Grund zu weich ist. Behaltet die aufgehende Sonne im Rücken, bis Ihr aus dem Walde seid, dann wendet Euch gen Mitternacht, so könnt Ihr Burg Königsberg nicht verfehlen. Biegt nicht wieder rechts ab in den Wald, es würde Euer Tod sein. Pfadlos ist der Wald und geheiligt; der Fremdling, welcher ihn betritt, verfällt dem Tode. Nahe der Wohnung der heiligen Götter habt Ihr übernachtet; hätte man Euch entdeckt, Ihr wäret unfehlbar des Todes gewesen.“

Sie hatte sehr ernst gesprochen. Klaus ergriff bewegt ihre Hand.

„Und Ihr habt mich davor bewahrt? Wie soll ich Euch danken, was Ihr einem Feinde der Euren gethan habt?“

„Keinen Dank,“ sagte sie leise. „Ich that, was ich mußte.“

Sie löste eine lange dünne Schnur von ihrem Halse, daran ein kunstvoll gearbeitetes Stückchen Bernstein befestigt war.

„Nehmt dies als ein Andenken,“ bat sie. „Mir gab es einst die liebe Mutter. Bewahrt es gut; es kann Euch vielleicht einmal dienen. Die Schnur ist lang und stark,



so dünn sie erscheint; sie trägt einen Menschen. Und solltet Ihr einmal gefangen werden von den Unfern, so zeigt dies vor und nennt meinen Namen Nomeda.“

Klaus nahm das Schmuckstück aus ihrer Hand und blickte zweifelnd darauf; durfte er es annehmen? Doch sie sah ihn so bittend an und es war gewiß kein Unrecht dabei. — Er schlang es um seinen Hals und barg den Bernstein unter der Rüstung.

„Habt Dank, Nomeda; ich will es bewahren und Eurer dabei gedenken. Lebt wohl!“

„Lebt wohl! Vergesst Nomeda nicht.“

Noch einmal winkte sie ihm mit der Hand; dann sprang sie zurück und die Büsche schlugen hinter ihr zusammen. Klaus blickte ihr nach, dann schwang er sich auf sein Roß und trabte in der angegebenen Richtung davon.





## Zweites Kapitel.



Der muntere Trab des Rößleins sollte aber nicht gar lange währen. Es war ein beschwerlicher Weg und vorsichtig mußte der Ritter oft sein Pferd führen und selber von Stein zu Stein treten, wo der Boden fast grundlos weich war. Indeß, wenn auch langsam, erreichte er so in der von Komeda ihm angegebenen Richtung die Grenze des Waldes und als die Sonne die Mittagshöhe um Einiges überschritten hatte, sah er die Mauern der Burg Königsberg vor sich auftauchen. Mit einem Dankgebet gegen die heilige Jungfrau im Herzen, begrüßte er voller Freude das Ordensbanner, das schwarzweiß von der Zinne der Burg wehte.

Auch er wurde hier mit Staunen und Freuden begrüßt, hatte man doch geglaubt, daß er tot oder von den Feinden gefangen sei. Kampfgenossen umringten ihn, als er in den Burghof einritt, graubärtige Kriegsknechte, die für Sold dem Orden dienten, junge Burschen, die erst Ritterwürde sich erwerben wollten, auch mancher Ritter

im weißen Mantel trat herzu, und Jedem sollte er zuerst erzählen, wo er so lange gesteckt habe und welchem Zauber er es verdanke, mit heiler Haut wieder unter ihnen zu stehen. Er wies sie Alle lächelnd ab, übergab einem dienenden Bruder sein Roß und fragte dann, ob der Ritter von Schonenberg aus Elbing, welchem er unterstellt war, auf der Burg sei oder ob er sich beim Comtur von Königsberg, dem Ordensmarschall Dietrich, selber melden könne. Während zehn Stimmen auf einmal etwas verworrene Auskunft erteilten, drängte sich die jugendliche Gestalt eines Ritters durch die Umstehenden und eine Stimme rief: „Klaus, Mensch, bist Du es wirklich? Oder äfft uns Dein Geist?“

Und Klaus sah sich in stürmischster Weise bewillkommet von seinem besten Freunde, dem Ritter Hans von Reichenbach.

Als dieser sich von seinem ersten Erstaunen, den Freund heil und ganz wieder zu sehen, erholt hatte, zog er ihn mit sich fort.

„Du wirst jetzt doch keinen der Herren sprechen können“, sagte er dabei zu Klaus. „Es sind Boten vom Landmeister da an den Ordensmarschall. Komme indessen mit mir in meine Zelle und berichte erst mir. Etwas Reinigung nach dem tagelangen Reiten wird Dir auch nicht schaden können, und eine Erfrischung wird unser Küchenmeister vielleicht heute für Dich auch außer der Mahlzeit verabfolgen.“

Beide schritten dem Innern des Schlosses zu. Reichenbach trug nicht den Ordensmantel. Im Gefolge des Markgrafen von Brandenburg war er mitgeritten gegen die Heiden. Er hatte Klaus schon auf dem Wege nebst einer Schar anderer neueingetretener Ordensritter angetroffen

und ihn lieb gewonnen, während sie gemeinsam die Reise fortgesetzt hatten.

Jetzt führte er Klaus zu seiner Zelle, gab ihm dort Alles, um es sich bequemt zu machen, und begab sich dann selber zum Küchenmeister, um etwas Speise für den Ankömmling zu erbitten. Triumphierend kehrte er bald mit seiner Beute zurück, setzte Speise und Trank vor Klaus nieder und sich selber ihm gegenüber.

„Nun isz, Freund, und erzähle, wenn sich Beides irgend vereinigen läßt,“ sagte er dabei.

„Ich hätte zu allererst dem Ritter von Schonenberg melden müssen, daß ich zurück sei und wo ich gewesen,“ entgegnete Klaus beklommen. „Es ist gegen die Regel und Schonenberg ist strenge.“

„Beruhige Dein Ordensritter-Gewissen“, sagte Hans lächelnd, „sie haben wirklich Wichtigeres zu thun. Mein Herr, der Markgraf, Dein Gebietiger von Schonenberg und hier der Königsberger Comtur, unser tapfrer Marschall Dietrich, mit Allen, die sie sonst noch für alt und weise genug halten, beraten schon seit einer guten Stunde über das, was ihnen Landmeister Helmerich durch seinen Boten mitgeteilt hat. Uebrigens sagte ich einem der Brüder, er möge Dich melden und rufen kommen, sobald die Herren ihre Beratung geschlossen hätten.“

Klaus war nun beruhigt und ließ sich das Borgesezte schmecken.

„Weißt Du Näheres über die Neuigkeiten, welche die Boten brachten?“ fragte er während des Essens.

„Was wird's sein?“ meinte Hans. „Sie wollen Hülfe von uns, wie wir von ihnen. Es kommen Klagen von

allen Enden über das Vordringen der Heiden. Uns haben sie auch in den letzten Tagen, seit Du verschwunden warst, wacker gezwackt. Die neue Stadt ist bald wieder ein Schutthaufen gleich der alten, und die Mehrzahl der Bürger nebst Weibern und Kindern ist hier in den Kellern untergebracht. Den Bau der neuen Burg an der Haßküste, welche übrigens, wie man sagt, meinem Fürsten zu Ehren die Brandenburg genannt werden soll, stören sie ebenfalls unaufhörlich, so daß sie zu Aller Verdruß wenig fortschreitet. Dabei sagt man noch, Herkus Monte, ihr gefürchteter Anführer, sei gar nicht kampffähig; er sei verwundet und halte sich irgendwo verborgen. Wenn die Rotte unter seiner Leitung noch besser zu sungen versteht, verlangt es mich nicht sehr nach seiner Bekanntschaft.“

„Herkus Monte? Verwundet?“ Wie ein Blitz durchfuhr es Klaus: der Mann, welchen er im Morgengrau gesehen, trug einen Arm in der Binde, er war Herkus Monte.

Fast athemlos erzählte er nun dem Freunde sein Abenteuer, dabei auf Komedas Schilderung so lange verweilend, daß Hans sich nicht enthalten konnte, einen Scherz zu machen.

Doch darüber ward Klaus zornig. Wenn er Buße verwirkt habe, so wolle er büßen, erklärte er, doch nicht sich spotten lassen. Nun wurde auch Hans wieder ernst.

„Es ist möglich, daß der verwundete Mann Herkus Monte war,“ sagte er, „doch es können auch hundert Andere gewesen sein. Erzählst Du oben den Comturen Dein Erlebnis so wie eben mir, so sind wir morgen früh auf dem Wege zu Deiner Nachtherberge, denn Alle sind sie ergrimmt auf die Heiden und der Gedanke, ihren größten Führer zu fangen, würde sie jede Thorheit begehen lassen.“

„Es wäre unmöglich, auch fände ich schwerlich den Weg wieder zurück.“

„Man würde es dennoch versuchen, schon um die Mannschaften durch einen Angriff auf die Feinde neu anzufeuern. Wir würden einige Tage in den Wäldern umherirren, ihre Sümpfe ausmessen, und wenn wir den Verwundeten wirklich fänden, vielleicht zu unserer Enttäuschung erkennen, daß er weder Herkus Monte noch überhaupt ein Anführer sei. Auf alle Fälle würde es für Dich höchst unangenehme Folgen haben können.“ Er schwieg eine Weile, als sänne er nach, dann sagte er leise:

„Höre mich, Klaus; ich rate Dir zum Besten. Du weißt, nicht Feigheit läßt mich ein Wagnis scheuen. Verschweige Dein Abenteuer gegen Jedermann, deinetwegen, wie auch aus Dankbarkeit gegen Deine Ketterin, das Preußenmädchen. Schonenberg ist streng und, was schlimmer, er ist unberechenbar. Fällt es ihm ein, Dir die Sache übel auszulegen, so kann es für Dich sehr böse werden; Du weißt, wie sie in Elbing zwei Ritter verbrannten, die des Einverständnisses mit dem Feinde — auf welche Weise! — beschuldigt wurden. Andererseits muß jeder Verständige Dich von jedem Fehl los und frei sprechen und es ist Thorheit, Dir selber Gewissensbisse zu machen, weil Du mit einem Mädchen gesprochen hast. Willst Du aber schon deinetwegen nicht schweigen, so thue es um Derer willen, die Dich, den Feind, beherbergt und geschützt haben. Glaube mir, man würde den Versuch machen, sie aufzufinden und Du würdest ihr Verräter sein.“

„Verrat! Nein, das sei ferne von mir,“ rief Klaus; „lieber will ich es auf mich nehmen zu schweigen.“

Nicht lange, so stand Klaus vor seinem Gebietiger, dem Ritter von Schonenberg. Der Ritter ging ungeduldig in seinem Gemach auf und ab, als Klaus eintrat, auf seiner Stirne drohten schwere Unmuthsfalten. Sicher war es ihm nicht genehm, was droben im Convent beschloffen war. Er war zornig über das Vordringen der Heiden, geärgert durch die Botschaft des Landmeisters, welche ihm befahl, auf die Burg Elbing zurückzukehren und verletzt durch die andern Würdenträger, welchen seine Entfernung aus Burg Königsberg mehr lieb als leid zu sein schien.

So fand ihn Klaus.

Ehe er noch einen Bericht über sein Ausbleiben geben konnte, fuhr der Ritter ihn an :

„Ihr da, Ritter von Eckstein? Ich hielt Euch für gefangen. Wo stecktet Ihr all die Zeit her, seit ich Euch zuletzt sah?“

Klaus berichtete kurz, daß er im Walde verirrt gewesen und erst heute einen Ausweg gefunden habe; angesichts der schlechten Laune des Gebietigers erschien es ihm klüger, dem Rate des Freundes zu folgen. Schonenberg ließ ihn kaum ausreden.

„Hättet Eure Zeit nützlicher anwenden können, als Entdeckungsfahrten in diese Urwälder zu machen. Doch das kommt, wenn man uns diesen jungen Nachschub hierher schickt; das verläuft sich in den Wäldern, wenn man nicht noch Wärterinnen zur Aufsicht mit giebt. — Ihr könnt gehen. Morgen reiten wir zurück nach Burg Elbing; bereitet Euch dazu.“

So war Klaus entlassen. — In sehr niedergeschlagener Stimmung kehrte er zu seinem Freunde Hans zurück.

Am Abend, als die Ritter nach der Mahlzeit noch versammelt waren, trat Klaus zu einem älteren Ordensbruder, welcher den Jüngling schon in vielen Dingen unterwiesen hatte. Es war Friedrich von Goldenstete, eine imponierende Erscheinung in der Vollkraft des Mannesalters, wegen seines starken rotblonden Vollbartes oft im Scherz Barbarossa genannt, ein echter Ritter vom Wirbel zur Zehe, welchen Klaus sich im Geheimen zu seinem Vorbilde erkoren hatte.

„Könnt Ihr mir sagen, Ritter Goldenstete, wer der Comtur Volrad Wunderlich auf Schloß Lenzenberg war?“ fragte er befangen, denn es war ihm, als müsse man ihm ansehen, wo er den Namen nennen gehört. Doch der Gefragte entgegnete ruhig: „Ein Mann, Ritter Klaus, welcher dem Orden wenig Ehre und viel Schaden gemacht hat. Als er einst eine Schar preussischer Edlen bei sich zu Gaste geladen hatte, ließ er sein Schloß anzünden und verbrannte es samt seinen Gästen. Damals brach der große Aufstand aus, an welchem wir noch zu heißen haben. Das Volk war schon erbittert durch die Härte des Landmeisters Hartmud von Grumbach, welcher die Unterworfenen schwer drückte; des Lenzenbergers Unverstand machte das Maß überlaufen.“

„Es war höchst grausam,“ sagte Klaus. Er dachte an Romeda, welche den Feind vor Gefahr beschützt hatte, weil er ihr Gast war.

„Es war nicht allein grausam,“ fuhr Goldenstete fort, „es war unritterlich, unchristlich und unklug. Er wollte Furcht damit erwecken, doch er weckte die Rache.“

Sie hatten sich, während sie sprachen, von den Andern

entfernt und traten nun in eine Fensternische. Man hatte von hier aus einen weiten Rundblick, doch war es kein herzerfreuender Anblick, welcher sich bot.

Im Norden der Burg lagen noch die Trümmerhaufen der alten Stadt, welche in dem langen erbitterten Kampfe mit den Samländern von Letzteren vernichtet war. Es war eine furchtbare Zeit für die Bewohner von Stadt und Burg gewesen; belagert, abgeschnitten von aller Verbindung, hatte man zu den entsetzlichsten Dingen gegriffen, um dem Hunger zu steuern. Viele gaben die Burg schon verloren, es schien fast unmöglich, gegen die Übermacht der Feinde draußen und den Hunger drinnen anzukämpfen. Doch die Verzweiflung ließ ihnen Muth; mit letzter Anstrengung warfen sie sich auf die Feinde, und das Glück war mit ihnen. Die Samländer wichen und Schiffe aus Elbing brachten Lebensmittel hinein. Als so die ärgste Not vorüber, hatten die Bürger versucht, zwischen der Burg und dem Bergolla-Flusse sich neue Wohnstätten zu gründen, doch kaum erbaut, waren auch diese wieder verwüstet worden. Die Abendröthe versuchte umsonst, die traurigen Schutthaufen zu verschönen.

„Seht dort hinunter“, sagte Goldenstete ernst. „Es ist nicht die erste Brandstätte, welche die That des Lenzenbergers rächt und“, setzte er traurig hinzu, „es wird auch noch nicht die letzte sein. Ihr seid hier noch fremd, Ritter Klaus, habt noch wenig gesehen von den Zuständen hier im Lande. Glaubt einem Mann, welcher seit fast 20 Jahren Gelegenheit hatte, dieselben zu beobachten. Sehr jung, jünger noch als Ihr, kam ich her, voll glühenden Eifers für die Sache des Ordens, welchem ich beigetreten war.

Voll tiefen Schmerzes habe ich es seither erfahren, wie der Orden selber Ursache seiner Niederlagen geworden ist. Doch nicht den Orden als solchen will ich anklagen; ich halte ihn heute wie damals für die vollkommenste aller menschlichen Einrichtungen, nur die Fehler der Brüder beklage ich, welche so oft verderblich wurden für das gemeine Wohl. Hütet Euch darum, Bruder, Ihr seid noch so jung und mögt schon noch eine Lehre annehmen, hütet Euch, sage ich, etwas zu thun, was über Andere Schaden bringen könnte. Denkt stets, daß man Euch ansieht als einen Vertreter des Ordens, zu welchem Ihr gehört, seid tapfer und unerschrocken in der Gefahr, aber auch milde und nachsichtig, wo es geboten ist; seid treu und hütet Eure Zunge vor unvorsichtigen Worten. Lieber seid verschlossen als schwatzhaft; zu wenig Reden hat noch selten Schaden gestiftet.“

Klaus war sehr nachdenklich geworden.

„Und wenn nun ein Ritter etwas wüßte,“ fragte er stoßend, „etwas, das zu wissen Niemandem sonst Nutzen bringen, jedoch vielen zum Verderben werden könnte, soll er es verschweigen vor seinen Herren und Gebietigern, selbst wenn sein Schweigen gegen die Regel verstieße?“

Goldenstete blickte ihn scharf an.

„Wenn er gefragt wird, soll er jederzeit nach der Wahrheit antworten, und koste es ihm Ehre und Leben; ungefragt mag er schweigen über Dinge, durch deren Mittheilung er Niemandem nutzen kann,“ entgegnete er fest.

„Ich danke Euch,“ sagte Klaus leise. Nach einer kleinen Pause fuhr er freier fort:

„Ich habe Euch so lange schon bitten wollen, Bruder Goldenstete, mir Näheres zu sagen über diesen Aufstand,

wann er begann und wie es kam, daß die Preußen zu solcher Uebermacht gelangten. Morgen brechen wir auf nach Elbing. Wer weiß, wann ich dann wieder einmal vor Euch stehen darf so wie heute, und von Niemandem höre ich lieber über die Menschen und Zeiten reden. Ihr seid gerecht und doch gütig in Eurem Urtheil über Freund und Feind.“

Holdenstete wehrte mit der Hand ab.

„Ihr rühmt mich über Gebühr. Doch freut es mich selber, Euch sagen zu können, was ich weiß. Die Preußen waren schon einmal unterworfen, das wißt Ihr wohl. Anfangs kämpfte jeder Gau allein für sich, selten verbanden sich mehrere zu gemeinsamer That, das erleichterte es dem Orden, eine Landschaft nach der andern in Besitz zu nehmen. Man hatte Burgen gebaut und Städte gegründet, Ansiedler aus Deutschland wanderten ein und brachten christliche Sitte und deutschen Fleiß in das Land und die Eingeborenen schienen sich allmählich an ihre neue Herren zu gewöhnen. Viele waren getauft, auch hatte man Söhne ihrer Edlen nach Deutschland geschickt, halb als Geiseln wohl, doch erhielten sie auch dort Ausbildung in vielen Dingen. Die Weisheit Hermann von Salzas, unsers großen Hochmeisters, und Hermann Balks Milde hatten es verstanden, nicht nur das Land sondern auch die Herzen zu erobern.“

Vielleicht wäre alles weitere Blutvergießen vermieden worden. Da raffte der Tod Beide fast gleichzeitig hin, der Orden stand verwaist und die man zu Nachfolgern erwählte, gingen andere Wege. Man wurde zu ängstlich bedacht, die eigenen Herrenrechte zu wahren. Aus Furcht, die Preußen möchten zu übermächtig werden, fing man an, sie zu drücken;

man zwang sie, beim Bau der Ordensburgen zu helfen und anstatt sie zum Christentum zu bekehren, hinderte man ihre Taufe, da man meinte, Heiden zu knechten, sei weniger sündhaft. Wozu alles herzhählen? Vieles wißt Ihr, das damals geschah. Der Landmeister Hartmud von Grumbach war hart gegen die Ordensbrüder, doch gegen die Unterworfenen wohl noch härter. Dazu brach die Pest aus, und ihre alten Priester sagten den Preußen, daß sie eine Strafe für ihren Abfall von den Götzen sei. So gährte es stark im Volke. Da versammelte Bolrad Wunderlich, der Vogt von Ratangen und Ermland, auf Schloß Lenzenberg eine Anzahl angesehenener Preußen. Als sie berauscht beim Mahle waren, verließ er das Gemach, schloß dasselbe ab und ließ das Schloß anzünden. Wohl entschuldigte er sich damit, man habe ihm nach dem Leben getrachtet, doch rief die That im Preußenvolke, welchem der Gast als geheiligt gilt, eine Entrüstung ohne Gleichen hervor. Zudem wußten sie wohl, daß die Zeit ihnen günstig war. Masowien, Litthauen und die anderen Grenzländer waren schwer bedrängt von den Tartaren; auch hier lebten wir in beständiger Furcht vor einem Überfall der wilden Horden. Durch die Schlacht an der Durbe gegen die vereinigten Litthauer und Kuren hatte der Orden Verluste erfahren, wie noch nicht zuvor. So mochten sie hoffen, durch entschlossenes Handeln die alte Freiheit wieder erlangen und den Orden ganz vernichten zu können.

Im Jahre 1261, am Matthäus-Tage, erhoben sie sich, diesmal jedoch nicht einzeln, sondern alle Gaue vereint. Mit einem Tage begann durch das ganze Land von der Weichsel bis ins Samland und weiterhin ein furchtbares Morden; jeden Christen, den sie außerhalb der Burgen an-

trafen, töteten sie oder nahmen ihn gefangen mit sich. Seitdem ist viel Blut vergossen auf beiden Seiten und viel Greuelthaten sind hier wie dort zu verzeichnen; aber auch viel Tapferkeit hat sich unverwelklichen Ruhmeskranz erstritten, hüben wie drüben. Nur Gott der Allwissende weiß, wie lange dieser Kampf noch währen und welchem der Sieg zuteil werden wird.“

„So zweifelt Ihr an dem sichern Siege des Ordens?“  
Goldenfete zuckte die Achseln.

„Der Kampf ist ungleich. Sie kämpfen um Glauben, Freiheit, Vaterland, kurz um ihr Dasein; wir im besten Falle für eine Idee. Ihr seid jung und denkt edel; Ihr wißt noch nicht, wie Viele in den Orden eintreten um niederer Beweggründe willen. Nicht jeder, der den weißen Mantel trägt, ist im Herzen seiner würdig.“

„Doch hinter uns steht das Reich, ja die ganze Christenheit.“

„Wohl richtig; wie aber, wenn sie es einmal müde würden, aus dem Reich Heere über Heere zu schicken, um für die Marienritter einen Besitz zu erkämpfen? Ihr wißt, es sieht im Deutschen Reich selber zerfahren genug aus. Seit dem Untergange der Hohenstaufen ist es ohne Haupt. Einen Kaiser, welcher uns Beistand leisten könnte, giebt es nicht mehr; die Fürsten haben beständig Fehden untereinander.“

Wohl läßt der Papst stets von Neuem das Kreuz predigen gegen die heidnischen Preußen, doch der alte Eifer, mit welchem man früher zu den Kreuzesfahnen strömte, erlischt mehr und mehr. Diese Heere, welche sie uns von dorthier senden, seht sie Euch an. Meist eine zusammengelaufene Schar, welche Erlaß ihrer Sünden mit der Kreuz-

fahrt verdienen will, oft unter der Führung tapferer Fürsten, welche sich aber nur schwer einigen über das Recht des obersten Befehls, so kommen sie hierher, um uns für die Dauer eines Sommers oder Winters zu unterstützen. Sind sie fort, ist es oft schlimmer um uns bestellt als vorher. Kommt diese Hilfe aber nicht, woher dann Heere nehmen? Der Orden selbst ist nicht zahlreich. Ihr könnt auf jeder Burg leicht die Ordensbrüder an den Fingern herzählen. Über Geldmittel, um Söldner anzuwerben, haben wir ebenfalls nicht zu verfügen und auf die Hilfe der Nachbarn in Polen, Masowien und Pommern dürfen wir nicht warten. Trotz aller schönen Verträge können wir noch froh sein, wenn sie nicht selbst eines Tages gemeinsame Sache mit unsern Feinden machen.“

„Ihr seht zu schwarz, sicherlich“, rief Klaus voll Eifer. „Ihr hier auf Königsberg habt schwere Zeiten durchlebt, doch sind sie vorüber. Der Feind ist zurückgeschlagen, ja der Anführer der Samen, jener Glande, von dem hier noch alles spricht, fiel in dem Kampf; die Burg hat neue Lebensmittel, neue Streitkräfte erhalten. Seit der Ordensmarschall den Feind selber in seinen Verstecken aufsuchte und in das Samland hineinzog, war der Sieg auf unserer Seite. Sind nicht die Gebiete von Quedenau, Waldau, Wargen und Andere schon zurückgewonnen? Bald wird das ganze Samland wieder unser sein. Und ebenso ist das Ermland zum Teil schon wieder unterworfen. Unser Schild ist die heilige Jungfrau. Sie wird die Ihren nicht verlassen im Kampfe gegen diese Gözendiener. Und ist es nicht eine Schande zu denken, daß Deutschlands erprobte Ritterscharen sieglos bleiben sollen gegen eine Rotte wilder Waldbewohner?“

„Euer Urtheil ist vorschnell, junger Freund,“ entgegnete Holdenstete ernst. „Wohl hoffe auch ich, wie wir Alle, auf den mächtigen Beistand Gottes und der heiligen Jungfrau. Ohne denselben wären wir längst hier zu Grunde gegangen. Was Ihr aber von der Rotte wilder Waldbewohner sagt, ist thöricht. Wohl sind wir ihnen in Kriegskunst überlegen, doch sind sie nicht ungelehrt und haben es wohl verstanden, von uns den Gebrauch ritterlicher Waffen zu erlernen. Sagte ich Euch nicht, daß man Söhne ihrer edlen Familien nach Deutschland gesandt hatte zur Erziehung? Jene Jünglinge sind nun Männer; aus ihnen zum größten Theil haben sie ihre Führer gewählt. Der Samländer Glande, Glappo der Warmier, Auctuma der Pomesanier, Divane der Führer im Lande Barten und vor Allen unser größter Gegner, der Natanger Herkus Monte, sie Alle waren in ihrer Jugend Zöglinge deutscher Klosterschulen. Sie haben ihre Zeit nicht nutzlos vergeudet und manche Kenntnisse in ihre Heimat mitgebracht, welche für ihr Volk außerordentlich wertvoll sind. Man stellt die Preußen im Reich gerne als Barbaren dar, nicht viel besser als die Tiere ihrer Wälder; es ist Überhebung, so zu denken. Wohl sind sie Heiden, doch trieben sie Ackerbau, Handel und Schiffahrt, lange ehe die ersten Ritter preußischen Boden betraten. Ihre edlen Geschlechter, wenn sie auch nicht in ritterlichem Brauch erzogen werden, stehen dennoch an Adel der Gesinnung einem großen Theil unsrer Ritterbürtigen nicht nach. Nehmt Herkus Monte, er ist ein Mann, reich ausgestattet mit Geistes- und Körpergaben, ein Gegner, dessen sich kein Ritter zu schämen braucht. Und wie viele vom preußischen Stamm fechten auf unserer

Seite, treu dem uns zugeschworenen Gelübde? Sie sind nicht die Schlechtesten in den Reihen unserer Kämpfer. Denkt an Sclodo, den Samländer; wie tapfer stritt er für des Ordens Sache, seit er die Taufe angenommen, bis er in dem Zuge gegen die Litthauer und Kurländer in dem wilden Kampfe an der Durbe fiel. Seine Söhne Kalubo und Bargullo sind gleich dem Vater Christen geworden und fechten noch heute auf unserer Seite gegen ihre Stammesverwandten. Nein, junger Freund, laßt uns gerecht sein. Wir sollen unsern Feind nicht fürchten, doch ziemt es keinem ehelich Denkenden, ihn zu verkleinern."

Klaus war sichtlich bewegt durch des Ritters Rede. Wieder gedachte er der Reckengestalt im Morgengrau und es freute ihn, Komedas Vater gerühmt zu hören.

"Ich danke Euch von Herzen, Ritter Holdenstete," sagte er, des Andern Hand ergreifend; „was Ihr mir gesagt, giebt mir neues Licht für Alles, das ich um mich her sehe."

Dann traten Beide wieder zurück in das Innere des Raumes zu den dort noch versammelten Rittern.

In der Frühe des nächsten Morgens ritt der Gebietiger von Schonenberg mit seinen Rittern und dem anderen Kriegsvolke, welches er hierher geführt, aus den Thoren von Burg Königsberg. Mit schwerem Herzen hatte Klaus Abschied genommen von seinem Freunde Hans von Reichenbach und dem Ritter von Holdenstete, wußte man doch nicht in so bedrängter Kriegszeit, ob und wann man liebgewordene Gefährten jemals wieder antraf, und wehmütig blickte er, als sie das freie Feld erreicht hatten, gen Südost, wo am Horizont der Saum des heiligen Waldes auftauchte.



### Drittes Kapitel.



Mehrmals waren Sommer und Winter über das Land gezogen und immer noch unentschieden wogte der Kampf, welchen der Orden und die eingeborene Bevölkerung ausfochten. Das Glück wechselte oft. Samland hatte sich dem Orden wieder unterworfen, ebenso hatte man auch das Ermland zurück gewonnen. Ratangen dagegen und all die östlich dahinter liegenden Gaue standen noch fest zusammen. Im Barterland waren die Burgen Wallewona und Weistotepil gefallen, in Ratangen war Kreuzburg dem Orden verloren gegangen; Herkus Monte hatte sie erobert. Lange Zeit hatten die Ritter dem Ansturm der Feinde getrotzt, doch als der Hunger in die Burg einzog, konnten sie nicht länger widerstehen. Sie versuchten einen Ausfall und wurden bis auf zwei Ordensritter erschlagen, welche sich durch Flucht retteten, die traurige Kunde den Brüdern zu überbringen. Auch die Burgen entlang der Häffküste hatten manchen Angriff zu erleiden und ihre Verluste waren oft bedeutend.

Wieder war es jetzt Sommer. Man begann die ersten Feldfrüchte, soviel derer in dem verwüsteten Lande noch gedeihen konnten, einzuernten und von allen Seiten strömte das Volk zu dem Bilde des Gottes Curche, des Spenders der Speisen und Getränke, welches man wieder, den Rittern zum Troste, unter einer mächtigen Eiche unfern Heiligenbeil, errichtet hatte. Hier sollte wie vordem das große Dankfest des Sommers gefeiert werden. War es auch nicht mehr jene althehrwürdige Eiche, unter welcher man einstmals dem Gotte geopfert, und welche der Eifer christlicher Befehrer von der Erde vertilgt hatte, war auch der alte heidnische Ort Swentomest in das christliche Heiligenbeil verwandelt, jetzt da die Preußen sich wieder stark fühlten, wollte man dem Orden zeigen, daß sie trotz Allem fest hielten an den alten Sitten und Gebräuchen der Väter. In Scharen waren sie herzugeströmt aus Natangen und selbst aus dem benachbarten Ermland, obgleich das Letztere sich dem Orden wieder unterworfen hatte.

Und sie hatten Ursache heute sich besonders stark und mutig zum Widerstande gegen das aufgezwungene Joch zu fühlen. Doppelt war der Dank, welcher dem Gotte dargebracht werden sollte, nicht nur für die spärliche Ernte, mehr noch und heißer für einen Sieg, welchen die Ihren über das Ordensheer erfochten hatten.

Von Süden her aus dem Kulmerland war die Kriegerschar Herkus Montes, quer durch das Ermland, heute hier angelangt, um hier zu ruhen und das große Fest mitzufeiern. Boten, welche vorausgeeilt, hatten schon vorher im ganzen Lande von einem großen Siege berichtet, welcher im Löbauschen Gebiete erfochten war, und die Anzahl der

Gefangenen sowie die Menge anderer Beute, welche das Heer mit sich führte, bestätigten die Kunde.

Noch hatte das eigentliche Fest nicht begonnen. Immer noch zogen neue Scharen herzu, Männer wie Frauen in ihren besten Gewändern und mit Ketten aus Bernstein und Spangen aus Silber und Messing geschmückt. Gruppenweise sammelten sie sich auf dem weiten Plage vor der Eiche, die Männer Neuigkeiten über den Sieg Herkus Montes austauschend, die Frauen und Mädchen ängstlich erlauschend, wer von den Ihren etwa auf dem Schlachtfelde geblieben. Die Zahl der aus dem Lande herzugeströmten Männer freilich bestand meist aus Greisen und Knaben, oder solchen, welche durch einen Schaden kriegsuntauglich waren; alle kampffähigen Männer und Jünglinge der Landschaft fand man jenseits der Eiche am Waldestrand, wo das Kriegslager Herkus Montes aufgeschlagen war. Noch hatten sie sich nicht unter die feiernde Volksmenge gemischt; der Feldherr selber war noch in ernster Beratung und man wartete auf die Erledigung einiger wichtiger Angelegenheiten, ehe das eigentliche Fest beginnen sollte.

Auf einer kleinen Anhöhe am Waldestrand, etwas abseits von den Zelten und Laubhütten, welche man im Schutze der Bäume errichtet hatte, stand Herkus Monte, umringt von den vornehmsten Häuptern des Heeres, neben ihm das Heeresbanner, ein weißes Tuch mit den Bildern der Götter in blauer Farbe, befestigt an einem Speere, vor ihm ein Jüngling, welcher auserwählt war, dem Grive, der Preußen geistlichem Oberhaupte, die große Kunde von dem Siege zu überbringen.

„Höre also, Symeko, Du Sproß aus dem Geschlecht der Verbanten“, sprach Herkus Monte mit tiefer, weithin schallender Stimme, „höre und präge Dir ein, was Du dem Griwe berichten sollst, wenn Du angelangt bist im heiligen Hain zu Komowe. Sage ihm: Herkus Monte hat einen Sieg erfochten im Gebiete von Löbau; tot sind der Landmeister Helmerich und Dietrich, sein Marschall, nebst einer großen Zahl seiner Ritter und viel anderer Krieger. Eine Anzahl Gefangener haben wir mit uns geführt und reiche Kriegsbeute erworben. Überbringe dem Griwe, was wir als Opfer für die heiligen Götter Dir mit auf Dein Pferd geben werden. Sage ihm weiter, wie wir zuerst einfielen ins Kulmerland und mit Beute beladen uns zurückzogen bis gen Löbau, da das Ordensheer uns nachfolgte. Hier erwarteten wir den Feind in starker Verschanzung, doch konnten wir dieselbe nicht halten. Die Deutschen erstiegen die Wälle und wir mußten weichen. Es war schlimm um uns bestellt. Da ersah ich, daß das Ordensheer sich zerstreute in dem Versuch, den Flüchtlingen zu folgen; wenige nur umgaben das Panier. Wir benutzten den günstigen Augenblick und stürzten uns auf sie; blutig war der Kampf, — auch von den Unsern liegen viele tot auf dem Schlachtfelde, — aber vollständig war unser endlicher Sieg. — Berichte es so dem Griwe und sage ihm ferner, Herkus Monte und die Edlen seines Heeres bitten ihn, den heiligen drei Göttern, Perkunos, dem Donnerer, Potrimpos, dem Spender des Glücks, und dem finstern Todesgotte Pikollos Opfer darzubringen in unserm Namen und sie anzusehen um ihre weitere Gunst und ihren Beistand.“

Herkus Monte schwieg und der Jüngling verneigte sich ehrfurchtsvoll.

„Ich werde reden, wie Du mir geboten hast, großer Heiß,“ sagte er feierlich.

„So eile denn, sobald Du drüben dem Gotte Kirche Dein Opfer gebracht hast, damit der Grive bald den Hergang erfahre. Die Götter mögen Dich geleiten.“

Der Jüngling trat zurück und Monte wandte sich den um ihn versammelten Stammeshäuptern zu.

„Laßt uns nun an die Verteilung der Lebenden und toten Kriegsbeute gehen,“ sagte er; „das Volk wird schon ungeduldig drüben, daß das Fest so lange verzögert wird. Holt zuerst die Gefangenen,“ gebot er einem Krieger, welcher, dieses Befehls wartend, in der Nähe stand.

Unter den Häuptlingen entstand leises Gemurmel. Von den Zelten her traten mehr und mehr herzu und man flüsterte eifrig untereinander.

Herkus Monte achtete dessen nicht.

Auf sein breites Schwert gestützt, blickte er ernst unter den buschigen Brauen über die Ebene hin. Da trat einer der Ältesten vor, ein Mann schon in weißem Haar, doch mit jugendlich hell blitzenden Augen, welche scharf und stechend blicken konnten, und begann lebhaft: „Wir haben einen großen Sieg erfochten, Fürst. Das Heer verlangt, dafür den Göttern zu danken, so wie es in alter Zeit Sitte war nach gewonnener Schlacht.“

„Wir wollen danken,“ entgegnete Herkus ruhig; „drunten wartet das Götterbild, daß wir unsere Gaben bringen.“

„Nicht dort unten und nicht elendes Korn oder Brod und Meth soll das Opfer sein,“ rief der Andre, heftiger

werdend. „Sitte ist es, der Gefangenen Einen dem großen Donnerer Perkunos zu opfern. Enthalte ihm nicht vor, was ihm gebührt.“

Unwillig schüttelte Herkus Monte das Haupt. „Du weißt, Häuptling der Glottiner, daß ich einen Eid geschworen, nie wieder ein Menschenopfer zuzulassen. Du warst zugegen an jenem Tage zu Pokarwen, als der edle Hirzhals jenem Gebrauche zum Opfer fiel, Du hörtest meinen Schwur und Du weißt, daß Herkus Monte nicht eidbrüchig wird. Warum also bist Du es, welcher diesen Wunsch des Heeres, wenn er es überhaupt ist, vor mich bringt?“

Der Alte fühlte den Vorwurf in der Frage und trat grollend zurück.

„So frage die Andern selber um ihre Meinung,“ sagte er kurz.

Ein fragender Blick Montes glitt über die Versammelten. Einige zuckten die Achseln; es schien, man kannte seinen unerschütterlichen Willen. Dennoch trat ein jüngerer Krieger vor.

„Der Wunsch nach Opferung eines Gefangenen ist im Heere ausgesprochen,“ begann er, „unter den Häuptern sowohl wie unter den gemeinen Kriegern. Man sagt, Herkus Monte sei kein rechter Anbeter der alten Götter mehr, er habe zuviel von den Christen angenommen, als er in Deutschland war. Die Götter werden ihn strafen, wenn er sich weigert, ihnen ihr Recht zu geben.“

Herkus Montes Antlitz hatte sich mehr und mehr gerötet, während der Andere sprach. Jetzt brach er zornig los und seine Stimme schallte gewaltig vor heftiger Erregung:

„Sagt man das, Nasyne? Wohl, so mag man doch Herkus Monte absetzen und einen Bessern zum Führer erwählen. Doch wird es schwer werden, unter den Häuptern Einen zu finden, welcher nicht die Taufe angenommen hat, als der Zwang auf uns lag. Selbst der hitzige Glottiner-Häuptling hat vor dem Taufbecken gekniet. Macht man mir daraus einen Vorwurf, daß ich als Knabe noch that, was sie als Männer gethan? Wann habe ich je unsern Göttern die Ehre verweigert? Habe ich nicht da unten das Götterbild aufrichten lassen, den Rittern zum Trost, die drüben in Balga unsern Gesang fast hören können? Hier zwischen den zwei feindlichen Burgen Balga und Braunsberg dieses Fest je zu feiern wie heute, wer von Euch hat es gedacht?“

„Köstlich wäre es, ihnen zöge der Geruch ihres verbrannten Bruders in die frommen Nasen,“ warf der hitzköpfige Greis bissig dazwischen.

„Nein,“ rief Monte auffahrend, „und abermals nein sage ich. Das Menschenopfer soll nicht sein. Noch bin ich Führer und meinem Befehl allein hat das Heer zu folgen. Bringt die Gefangenen zur Verteilung,“ setzte er ruhiger hinzu. Wohl ließen sich noch einige murrende Stimmen vernehmen, doch war die Achtung und Liebe für den tapferen Feldherrn zu allgemein, um ernstlichen Groll gegen ihn aufkommen zu lassen, und als jetzt die Gefangenen in langem Zuge vorgeführt wurden, riefen erst einzelne Stimmen, dann aber die ganze Schar, daß es wie Donner widerhallte im Walde: „Heil dem großen Heils! Heil Herkus Monte!“

Sein Recht als Feldherr gebrauchend, teilte Herkus Monte stets einige der vornehmeren Gefangenen an jene

Häuptlinge aus, welchen er sich besonders verbindlich erzeigen wollte; über die Andern wurde dann das Loos geworfen. So sollte es auch heute geschehen. Mit prüfendem Blick musterte er die Reihe der zunächst vor ihm Stehenden, darunter sich auch einige Weißmäntel befanden.

„Schade,“ murmelte er, „der Schonenberg ist wieder nicht darunter; ihn hätte ich dem alten Glottiner am liebsten gegönnt. Ob er gefallen sein mag? Ich sah ihn doch in der Schlacht.“

Einige der Ritter theilte er dann an die Stammesältesten aus; es waren meist solche, von welchen er wußte, daß sie ihre Gefangenen menschlich behandelten. Die Reihe kam jetzt an einen Jüngling, welcher wie die Andern das schwarze Kreuz trug. Er hatte, seit sie hergeführt, kein Auge von dem Feldherrn verwandt; jetzt trat er vor, löste von seinem Halse eine lange dünne Schnur, an welcher ein Bernsteinstück befestigt war, reichte diese Herkus Monte und sprach:

„Dies gab mir einst eine Preusin, deren Gast ich gewesen. Sie gebot mir, es vorzuzeigen, wenn ich in Gefangenschaft kommen sollte und dazu ihren Namen zu nennen. Sie hieß Komeda.“

Aller Augen waren voll Staunen dem Thun des Gefangenen gefolgt. Monte betrachtete prüfend bald ihn, bald den Bernstein in seiner Hand; dann fragte er:

„Wie ist Euer Name?“

„Klaus von Eckstein.“

„Und von welcher Burg?“

„Von der Burg Elbing.“

„Von Elbing? So? In Elbing war doch auch der

Ritter von Schonenberg? Wißt Ihr, was aus ihm geworden ist?"

Klaus sah überrascht auf.

„Ich weiß es nicht. Ich sah ihn zuletzt an der Seite des Landmeisters fechten.“

Herkus Monte schwieg. Immer noch betrachtete er den Bernstein in seiner Hand.

Dann sagte er, zu den Umstehenden gewandt:

„Es ist ein Schmuckstück, das einst mein Weib und nach ihr meine Tochter Nomeda besaßen. Führt das Mädchen her, damit sie sage, ob sie es dem Fremden gegeben oder ob er die Unwahrheit spricht.“

Eilig entfernten sich mehrere der jüngeren Krieger. Herkus Monte aber wandte sich wieder zu dem jungen Ritter. „Sagt uns doch, wie kam es, daß Ihr, ein Ordensritter, Gastfreundschaft suchtet bei einem heidnischen Weibe?“ fragte er.

„Ich war verirrt in der großen Waldwildnis, welche sich von der Burg Königsberg aufwärts längs der Bergolla hinzieht,“ berichtete Klaus einfach. „Tagelang war ich umher geirrt, als ich die Jungfrau antraf, das erste menschliche Wesen in dem meilenlangen Walde. Ich fragte sie um den Weg, doch sie bot mir Herberge und Speise an und müde und hungrig, folgte ich ihrer Einladung gerne.“

Von dem Feldherrnzelte her näherte sich jetzt Nomeda, gefolgt von mehreren Gefährtinnen; ehrerbietig traten überall die Krieger zur Seite und freundlich dankend erwiederte sie die grüßenden Zurufe hier und dort. Stattlicher und schöner noch als damals im Walde erschien sie Klaus. Sie trug ein Feiertagsgewand von feinerem

weißen Wollstoff, das lange blonde Haar wurde durch einen breiten Silberreif von der Stirne zurückgehalten, silberne Ketten und Spangen schmückten den Hals und die bloßen Arme. Kleiner und unbedeutender erschienen neben ihr die Gefährtinnen.

„Du hast mich rufen lassen, mein Vater,“ sagte sie, als sie vor Herkus Monte stand. „Was wünschest Du von mir?“

Montes Augen leuchteten warm auf, als seine Blicke auf der lieblichen Gestalt der Tochter ruhten; seine Stimme klang weicher, als er jetzt sagte:

„Sieh diesen gefangenen Ritter, mein Kind. Begegnetest Du ihm jemals vor dem heutigen Tage?“

Nomeda blickte auf Klaus.

„Ich sah ihn einst, mein Vater, doch ist es lange her. Ich habe nicht gezählt, wie viele Sommer seitdem vergangen sind.“

„Weißt Du noch, wo Du ihn sahst?“

„Es war im heiligen Walde an der Bergolla, damals als Du Deine Armwunde von den Priestern heilen ließest. Er war verirrt und ich bot ihm Speise und Obdach für die Nacht, da ich von der Mutter einst gelernt, daß man verirrte Wanderer nicht abweisen solle. Er nannte mir auch Namen und Herkunft; Klaus von Eckstein, meine ich, heißt er.“

Monte nickte; dann nahm er den Bernstein und wies ihn Nomeda.

„Gabst Du ihm dieses?“

„Ja wohl, mein Vater.“

„Es war ein Andenken von Deiner Mutter; die heilige

Pogezana schenkte es ihr einst und sprach einen mächtigen Zauber darüber. Warum gabst Du dem fremden Manne solch ein Erbstück?"

Nomeda errötete leicht.

„Er war mein Gast gewesen; er hatte an unserm Herdfeuer gegessen und unter unserm Dache Nachtruhe gehalten. Ich wollte ihm ein Zeichen geben, daß man ihn wieder zu uns wies, wenn er gefangen werden sollte, und ich trug nichts Anderes bei mir.“

Herkus Monte schüttelte lächelnd das Haupt. „Also Du forderst ihn für Dich zurück, da er Dein Gast gewesen? Doch ist es nicht Sitte bei uns, an Weiber Gefangene auszuteilen. Was willst Du denn, daß mit ihm geschehen soll?"

Nomeda war verwirrt.

„Ich denke, das wird mein Vater besser wissen als ich“, sagte sie leise.

Monte wandte sich zu den Häuptlingen. „Ihr höret, der Ritter sprach die Wahrheit. Ist es Euch recht, so mag man ihn als meinen Anteil an der Gefangenenbeute in mein Zelt führen; ich wählte noch nicht für mich selber.“

Allgemein zustimmender Zuruf antwortete, und auf einen Wink wurde Klaus zum Zelte des Feldherrn fortgeführt.

Nun kamen auch die anderen Gefangenen zur Verteilung. Einen als reich und gewaltthätig bekannten Ritter, welcher aus dem Reich gekommen war, um auf dieser Kreuzfahrt einiger seiner Sünden ledig zu werden, wies Monte dem Glottiner zu.

„Er ist reich und kann ein gutes Lösegeld zahlen,

wenn Du ihn freigegeben willst, besser als die Ordensbrüder," sagte er dem Alten dabei; in seinen Gedanken fügte er hinzu: „er wird ihn vielleicht weniger quälen, da er das schwarze Kreuz nicht trägt. Einem Ordensritter wäre diese Gefangenschaft ein sicheres Todesurteil gewesen. Nun mögen sie Beide ihre Eisenköpfe an einander versuchen.“

Das Loos entschied über das Schicksal der noch Übrigen, sowie auch bei der Verteilung der anderen Beute. Nomeda war indessen mit ihren Freundinnen abseits unter eine breitschattende Weißbuche getreten und erwartete hier das Ende der Teilung. Einige der jungen Männer folgten ihnen, und versuchten, sie mit kecken Scherzworten heraus zu fordern. Der Übermütigsten Einer war Belote, welcher, da er in entferntem Grade mit Nomeda verwandt, ein besonderes Vorrecht zu haben glaubte.

„Wohin denn wirst Du Deinen gefangenen Ritter führen, schöne Base?“ fragte er lächelnd. „Ich habe erzählen hören, daß die Herren in Deutschland gar große Übung darin haben, Frauen und Jungfrauen zu dienen. Sicher hast Du einen guten Fang gemacht.“ Nomeda warf unwillig ihr Haupt zurück.

„Du hörtest, Belote, daß es meines Vaters Gefangener ist.“

„Ich möchte wahrhaftig an seiner Stelle sein. Ich ginge gleich hinüber zu den Rittern und kämpfte für sie, wenn ich wüßte, daß man mich gefangen nehmen und Dir ausliefern würde. Sage Nomeda, was würdest Du mit mir thun?“

„Dir mit einem eisernen Riegel den Mund verschließen und Dich dann laufen lassen.“

Alle Umstehenden lachten.

„Siehst Du, Welote,“ rief eins der Mädchen, „Dein Name täuscht Dich, Du glaubst überall der Erwünschte zu sein.“

„Guze hat Recht!“ riefen Viele durcheinander; „sein Name verblendet ihn; er wird zu übermütig.“

„Ihr werdet Alle Euren Anteil an der Beute ver säumen,“ warf Nomeda ruhig dazwischen. „Es wäre besser, Ihr ginget zurück und wartet, bis die Reihe an Euch kommt, das Loos zu werfen.“

Die jungen Krieger sahen sich etwas verdutzt an. Sie hatte Recht, doch sah die Mahnung einer Entlassung zum Verwechseln ähnlich. Sie wußten nichts Besseres darauf zu thun, als sich aus der Nähe der Jungfrauen und zu den Zelten zurückzuziehen.

Guze war hiermit nicht sehr zufrieden.

„Du hast sie vertrieben, Nomeda,“ grollte sie, „und es sind doch ganz lustige Burschen darunter.“ Dann begann sie aus den Blättern der Weißbuche Kränze zu flechten, um sich die Zeit des Wartens zu kürzen; die andern Mädchen folgten ihrem Beispiele, nur Nomeda lehnte schweigend und unthätig an dem Stamm der Buche. Sie dachte zurück an jene erste Begegnung mit dem jungen Ritter im heiligen Walde. Warum war ihr dieselbe so lange im Gedächtniß geblieben? Gewiß war es thöricht gewesen, daß sie ihm das Andenken gegeben, war es doch als habe ein Zauber dadurch ihre Gedanken gebunden, daß sie dem Manne folgten, der ihr doch ganz fremd und ihres Volkes Feind war. Sie wollte es jetzt zurückfordern, dann würde der Zauber ein Ende haben. Es war gut so, daß gerade ihr Vater ihn gefangen genommen hatte.

Von dem Götterbilde auf der Wiese her näherte sich jetzt Symeko, jener Jüngling, welcher zum Boten an den Griwe erlesen war. Er hatte drunten sein Opfer gebracht, und wollte sich nun im Zelt zu schnellem Ritte bereiten. Als er der Jungfrauen ansichtig wurde, schritt er auf sie zu. Nomeda änderte ihre nachsinnende Stellung, als sie ihn erblickte und rief Guze an ihre Seite.

„Dort kommt Symeko,“ sagte sie halblaut; „er wird uns lebewohl sagen wollen, ehe er den Ritt zum Griwe antritt.“

„Jawohl; er will von Dir Abschied nehmen.“

„Vielleicht auch noch von einer anderen.“

Guze schien einen Widerspruch auf den Lippen zu haben, doch schon stand der Jüngling vor ihnen.

„Dein Vater sendet mich mit Botschaft an den Griwe,“ begann er zu Nomeda gewandt; „gestatte, edle Jungfrau, daß ich Dir und Deinen Gespielinnen lebewohl sage.“

„Ich hörte mit Freude,“ entgegnete Nomeda, „daß man Dich als Boten erwählte; doch der Ritt wird nicht ungefährlich sein für einen einzelnen Mann.“

„Mein Speer ist scharf und mein Roß ist schnell. Größer als die Gefahr, hoffe ich, wird mein Lohn sein, wenn ich heimkehre.“

Er hatte die letzten Worte mehr zu Guze gewandt gesprochen, welche ein wenig verwirrt zur Erde blickte. Sie sah liebreizend aus; ihre Gestalt war kleiner und zierlicher als die der hochgewachsenen Nomeda, voll und rund alle Glieder; in die roten, lockigen Haare, welche frei über den Rücken hingen, hatte sie einen der eben gewundenen grünen Kränze gedrückt, einen zweiten hielt sie in der Hand und pflückte halb ungeduldig, halb verlegen daran.

„Ich hoffe,“ begann Symeko wieder, „meine Beute wird ausreichend sein, eine Jungfrau von ihrem Vormunde zu lösen und in mein Haus zu führen.“

Guze warf trozig die Lippe auf.

„So gedenkst Du ein Weib zu nehmen? Deine Mutter wird große Freude darüber empfinden.“

„Das denke auch ich. — Doch ich muß eilen. Lebe wohl Guze und denke manchmal meiner.“ Er reichte ihr seine Hand hin, dabei fiel sein Blick auf den Kranz, welchen sie hielt.

„Gieb mir den Kranz als Andenken,“ bat er, „Buchenlaub bringt Glück.“

„Du würdest ihn nicht lange tragen,“ entgegnete Guze; „er ist welk, ehe die Sonne sinkt. Und im Lager wird man Deiner spotten, wenn Du ausreitest, wie man wohl zum Tanz geht.“

„Das ist meine Sorge. Gieb mir den Kranz; ich löse ihn ein, wenn ich heimkehre.“

Guze reichte ihr Gewinde, noch widerstrebend. „Und wenn Du nicht heimkehrst?“ sagte sie dabei ganz leise und ihre große Augen, die sie zum ersten Mal voll zu ihm aufschlug, schimmerten feucht. „Dann weiß ich Eine,“ entgegnete er ebenso, „welche für mich dem finstern Piskollos opfern wird. Doch ich werde heimkehren,“ setzte er lauter hinzu; „lebe wohl, Jungfrau Komeda; lebe wohl, kleine Guze.“

„Lebe wohl, Symeko,“ entgegnete Komeda warm; „die Götter mögen Dich geleiten.“

„Lebe wohl!“ klang es auch leise von Guzes Lippen.

Dann ging er und die Mädchen blickten einander in die Augen.

„Er wird zurückkehren,“ sagte Guze, doch es klang unsicher, fast wie eine Frage.

„Sei ruhig, Kind; er kehrt gewiß zurück,“ erwiederte Nomeda fest.

Nicht gar lange darauf begann drunten auf der Wiese das eigentliche Fest. Herkus Monte und seine Tochter Nomeda traten Allen voran zu dem Götterbilde, welches auf einer hohen Stange unter einer Eiche angebracht war. Es war roh aus Holz gefertigt, mit Ziegenfell bekleidet und mit Büscheln von Getreide, Früchten und Kräutern geschmückt. Als die ersten brachten sie ihm ihre Opfer, Garben der ersten Feldfrüchte, welche auf Montes Grundbesitz gebaut waren und einiges von der Beute, welche der Sieg eingetragen. Dem Beispiel des Feldherrn folgten Heer und Volk. Bunt drängte Alles herzu, dem Priester die Gaben zu überreichen, so groß oder klein ein Jeder sie bringen konnte, damit dieser sie der Gottheit auf dem errichteten Altar opfere. Diejenigen aber, welche sich der Gaben entledigt hatten, saßen sich bei den Händen und schwangen sich jubelnd im Reigen um die alte Eiche, und mancher, welcher sonst schon gar würdig einherging, wurde hier wieder jung und übermütig, und sprang wie einer der Jüngsten. Weithin schallte der Jubel und Lobgesang zu Ehren des gütigen Segenspenders Curche, und steigerte sich zu größter Höhe, als der Priester, nachdem er alle Opfer dargebracht, das Götterbild herabnahm und die daran befestigten Kräuter, welche für besonders heilbringend galten, unter das Volk verteilte.

Tanz und Gesang dauerten noch lange fort und da Beides durstige Kehlen macht, hatte man große Vorräte

von Meth herbeigeschafft, welche zu leeren sich Jung wie  
Alt angelegen sein ließ und auch an Speise fehlte es nicht.  
Noch bis tief in die Nacht wurde gejubelt und gezecht, so  
daß es Manchem schwer wurde, wieder sein rechtes Lager-  
zelt zu finden und Viele auf dem Festplatz selber ent-  
schlummerten.





## Viertes Kapitel.

Andern Tags, nachdem der größte Theil seinen Festrausch ausgeschlafen, begannen die Familienglieder und Dorfgenossen sich zu sammeln, um gemeinsam den Rückweg anzutreten.

Auch Nomedä mit ihren Gespielinnen und Allen, welche zur Burg ihres Vaters gehörten, rüsteten zum Aufbruch. Herkus Monte selber wollte beim Heere bleiben und mit diesem, wenn es sich von dem letzten Zuge etwas ausgeruht, einen Vorstoß gegen eine der nächstliegenden Burgen machen. So gab er seiner Tochter nur einige zuverlässige Krieger zum Schutze mit, welche gleichzeitig seinen Anteil an der Gefangenenbeute sicher zu seiner Burg geleiten sollten.

Noch stand die Sonne nicht hoch, als der Zug aufbrach. Monte hatte ihn selber mit Hülfe seines ältesten Knechtes geordnet, hatte jedes Rad der großen, mit Leinwand überspannten Wagen geprüft, ob es noch sicher sei für die Last der darin aufgehäuften Beutestücke und die oft

bis zur Grundlosigkeit tiefen Wege des Gaus. Jetzt musterte er noch einmal seine Gefangenen und übergab sie dem Anführer der kleinen Bedeckungsmannschaft. Es waren ihrer mehrere und man hatte ihnen die Hände auf den Rücken gebunden und sie zu Zweien aneinander gefesselt. Monte prüfte die Stricke und fand alles in Ordnung.

„Achtet, daß sie nicht fortlaufen und sich selber kein Leids anthun können,“ wies er die Krieger an, „doch treibt sie nicht unnötig mit Schlägen oder andern Strafen.“

Er wußte wohl, daß es nötig sei, die Rachsucht der Leute zu zügeln, wenn er seine Gefangenen lebend erhalten wissen wollte.

Endlich war alles bereit und Nomeda mit ihren Jungfrauen traten zu ihm, um Abschied zu nehmen. Liebevoll legte er die Hand auf ihren Scheitel und murmelte eine Bitte an die Götter um gutes Geleit. Dann beugte er sich zu ihr und sagte tröstend: „Sei mutig, mein Kind; Du hast tapfere Männer mit Dir zum Schutze. Bald werde ich selber sehen kommen, wie meine Tochter daheim lebt. Sorge auch nicht um mich; ich stehe im Schutze der großen Götter.“

Nomeda aber richtete sich stolz auf und die Augen voll zu ihm aufschlagend, sprach sie fest:

„Ich fürchte mich nicht, mein Vater. Wie sollte Herkus Montes Tochter Furcht empfinden?“

Er nickte befriedigt.

Dann traten die Andern herzu und der Fürst hatte für Jeden ein freundliches Abschiedswort. Die rothhaarige Guze hielt er sogar am Gewand zurück und sagte scherzend:

„Ich hörte gestern einen Vogel pfeifen, daß er sich

ein Nest bauen will und eine Gehülfin bei der Arbeit sucht. Flog er nicht auch bei Dir vorüber und hast Du seinen Gesang nicht gehört?"

„Die Vögel girren soviel in diesen Sommertagen, Oheim; ich glaubte nicht, daß unser großer Neiß Zeit hat, dem thörichten Gezwitscher zu lauschen,“ entgegnete Guze mutwillig.

„Übermütige!“ drohte der Fürst, „Du wirst Deine Strafe noch finden.“ Dann trat auch sie zurück und der Zug setzte sich in Bewegung.

Voran schritt Nomeda mit den Mädchen und Frauen ihres Orts, dann folgten die großen, mit vier Pferden bespannten Wagen, welche zum Teil bestimmt waren, während der Nacht und bei eintretendem Regenwetter den Frauen Unterkunft zu gewähren, zum andern Teil mit Beutestücken und Lebensmitteln beladen waren, hieran schlossen sich erbeutete Pferde und Vieh, von Knaben und einigen Alten mit Zuruf und Peitsche getrieben und den Schluß machten die Gefangenen mit ihren bewaffneten Begleitern.

Man kam nur langsam vorwärts. Die Wege waren weich und man hatte oft Mühe, die Wagen aus den Löchern zu heben, in welchen sie bis über die Achsen versanken. Klaus hatte so Muße genug, die Gegend, welche sie durchzogen, sowie seine Begleiter zu beobachten. Beides erweckte ihm, trotz seiner nicht angenehmen Lage, ein gewisses Interesse.

Der Zug bewegte sich vom Lagerplatze aus gen Sonnenaufgang, anfangs dem Laufe des Flüsschens folgend, welches sich hier ins Haß ergießt. Es war ein fruchtbares Stückchen Erde, welches trotz der Verwüstung durch den langen Krieg

seinen Bebauern mit guter Ernte lohnte. Freilich war es dem jungen Ritter jetzt nichts Neues mehr, daß die von ihm früher so verachteten Preußen ein betriebsames Volk waren, dennoch erstaunte er, die Zeichen ihres Fleißes zu sehen.

Bald lenkte man jedoch aus dem freien Lande in den Wald ein, da man sich hier sicherer vor einem feindlichen Überfall fühlte. Freilich waren hier die Wege noch um ein Bedeutendes schlechter und man kam noch langsamer von der Stelle.

Die Mädchen stimmten, um die Zeit zu kürzen, ein Lied an. Tief und voll klang Nomedas Stimme vor allen andern hervor, mit seltner Weiche sich der schwermutsvollen Weise anschmiegend. Welch ein jäher Wechsel waren diese friedlichen Bilder zu dem, was Klaus in den letzten Tagen durchlebt hatte! Kampfesmutig und siegesfroh war er mit den Andern in den Kampf gegen Herkus Montes Kriegsschar gezogen. Ein wildes Ringen war es gewesen, der Sieg war ihnen so nahe und so vernichtend war das Ende des Kampfes.

Und welche Bilder gräßlicher Verwüstung hatte er gesehen, vorher schon, als er noch im Ordensheere den Feind verfolgte und dann, als Gefangener von den Siegern mitgetrieben! Mord, Brand und Vernichtung bezeichnete den Weg, welchen Herkus Montes Heer durch das Kulmerland und das Gebiet von Löbau gezogen war; nur das Ermeland, soweit es nicht Burgengebiet war, hatte man geschont.

Doch Klaus war Kriegsbrauch gewöhnt. Er vergaß die schaurigen Bilder und lauschte der Stimme vor ihm. Er mußte des Tags gedenken, an welchem er dieselbe

zum ersten Mal gehört. Es war, als ginge ein Zauber davon aus, welcher ihn vergessen ließ, welch unsicherem Schicksal er entgegen ging.

Seit er wußte, daß er Herkus Montes Gefangener sei, hatte er sich wenig Gedanken über sein Loos gemacht. Würde man ihn durch Lösegeld freikaufen? Würde er beim endlichen Siege der Seinen befreit werden? Oder sollte seinem Leben schon früher ein Ziel gesteckt sein? Er dachte nicht weiter darüber nach. Er stand im Schutze der heiligen Jungfrau; ihr galt sein Leben, ihr dereinst sein Tod.

So grübelte er nicht über das, was kommen mochte, sondern lauschte dem Gesange, dessen Worte er freilich nicht immer verstand. Finster und mürrisch gingen die Leidensgefährten neben ihm, feindliche Blicke trafen ihn aus den Augen der begleitenden Krieger, hin und wieder erhielt er von dem Einen oder Andern einen unsanften Rippenstoß; er achtete wenig darauf. Um ihn rauschte der ewig junge Urwald, vor ihm sangen fröhliche, jugendliche Stimmen, er selber war noch so jung, sein Blut rollte schnell durch die Adern und ließ sein Herz hoffnungsfroh schlagen, als ginge er glückverheißender Zukunft entgegen. — —

Als die Nacht einbrach, wurde Rast gemacht. Menschen wie Tiere waren ermüdet, hatte doch der Weg über nicht unbedeutende Anhöhen geführt. Zudem hatte wohl mancher die Festnacht noch nicht ganz ausgeschlafen. So war denn sehr bald, nachdem die Wagen zu einem Lagerplatz zusammengerückt und ein Wachtfeuer entzündet war, alles in tiefer Ruhe. Die Frauen hatten in den Wagen Zuflucht gesucht, die Männer lagen um das Feuer. Abwechselnd hielt einer der Krieger die Nachtwache.

Auch Klaus war von der Müdigkeit bald überwältigt. Wohl hatte er anfangs noch Betrachtungen angestellt über den Schicksalswechsel seit jenem einsamen Ritt durch Preußens ihm unbekannte Wälder, da ihn Nomeda vor Gefangenschaft und Lebensgefahr bewahrte, und heute, da er als ihr Gefangener ungewisser Zukunft entgegen ging. Bald aber verwirrten sich seine Gedanken zu Träumen, und immer wieder war es Nomeda, welche in wechselnden Bildern seinem Geiste erschien. — —

Der Schrei eines Käuzchens, welches durch das Licht angelockt, über ihm im Wipfel einer Tanne saß, weckte ihn aus dem unruhigen Schlafe. Er fuhr erschreckt auf und als er sich den Inhalt seiner Träume vergegenwärtigte, erfaßte ihn heftige Reue. Wie hatten seine Gedanken solch sündige Wege gehen können! Der Traum erst hatte ihm gezeigt, wie sehr Nomeda seinen Sinn beschäftigt hatte, das heidnische Mädchen ihn, den Ritter des deutschen Ordens, welcher Reinheit und Keuschheit gelobt hatte und dessen Denken allein der heiligen Jungfrau geweiht sein sollte! Kein Vorwurf erschien ihm hart genug. Wäre er in seiner Zelle gewesen, er hätte mit schweren Kasteiungen sein widerständiges Blut züchtigen können, hier fehlte ihm selbst diese Wohlthat. So blieb ihm nur das Gebet als Waffe wider Versuchung und Sünde und selten wohl war es inbrünstiger von seinen Lippen zum Himmel gestiegen, als in dieser Nacht.

Frühe am andern Morgen wurde wieder aufgebrochen. In derselben Ordnung, wie am ersten Tage, verfolgte der Zug seinen Weg. Wieder ging es größtenteils auf aufgeweichter Straße, hin und wieder kam ein Strich Sand-

bodens, welcher das Vorwärtskommen etwas erleichterte, dafür aber nahmen die Steigungen zu, je weiter man kam. Der Wald hatte aufgehört; man durchquerte eine Strecke bebauten Ackerlandes. In einigen Entfernungen sah Klaus einzelne Gehöfte liegen, meist aber schienen die Bewohner sich als Dorfgenosfen gemeinschaftlich angesiedelt zu haben. Der Zug berührte auch hin und her ein Dorf; es bestand größtenteils aus Holzhäusern mit Stroh gedeckt, bisweilen auch ein Haus darunter, das kunstlos aus Steinen zusammengesügt war. Klaus fand dieselben recht armselig, doch sahen seine Bewohner gesund und zufrieden aus, und schafften thätig im Felde oder beim Hause umher. Überall, wohin sie kamen, wurde Nomeda freudig und mit einer gewissen Ehrfurcht begrüßt; die Gefangenen musterte man mit unverhohlener Schadenfreude, nur an Klaus weißem Mantel glitten die Blicke scheu und unsicher ab.

So ward der Weg heute peinvoller für Klaus, als er ihn gestern gefunden hatte, war doch auch heute der Gesang der Mädchen, sobald sie ihn anstimmten, ihm keine Freude mehr, vielmehr suchte er seine Gedanken davon abzulenken, um nicht wieder dem sündigen Zauber zu verfallen. Die Jungfrauen dagegen sowie ihre Begleiter fanden es kurzweilig, in den Dörfern anzuhalten und denen, welche nicht zum Feste hatten eilen können, von diesem, sowie von Herkus Montes großem Siege zu berichten. So kam der Abend und man mußte nochmals Rast machen.

Erst am dritten Tage erreichte der Zug das Ziel seiner Wanderung, die Burg Dchtolitten, Herkus Montes Wohnsitz. Klaus ersah dies zunächst daraus, daß die schon stark ermüdeten Wanderer mit neuer Freudigkeit vorwärts strebten,

selbst die Tiere schienen die Nähe des Ziels zu empfinden, sie folgten williger dem Zuruf der Treiber und die Pferde versuchten eine schnellere Gangart einzuschlagen. Sehen konnte man die Burg noch nicht, da sie durch dichten Wald von dieser Seite gedeckt war. Erst nachdem auch dieser durchquert war, lag sie plötzlich so dicht vor ihnen, daß Klaus einen Laut der Überraschung nicht unterdrücken konnte.

Es war ein großer Bau, welcher nicht ganz kunstlos aus Holz errichtet war. Ein Wall mit starkem Zaune be- wehrt, sowie ein Graben umgaben denselben. Das Ganze war auf einer Anhöhe angelegt, welche von zwei Seiten von Wasser geschützt war; Klaus erfuhr später, daß es die Alle war, welche in scharfer Windung die Burg umspülte. Die dritte Seite lag hart am Waldestrand, und nur nach einer Seite hin dehnte sich offenes Feld aus, denn auch jenseits des Gewässers ragte hochstämmiger Tannenwald.

Wohl hatte Klaus schon vordem Preußenburgen ge- sehen, doch waren es nur solche, welche durch die Ritter erobert und ausgebaut waren, wie die Burg Balga am Haffstrande. In verzeihlicher Eitelkeit hatte er geglaubt, erst durch die Ordensbrüder seien diese Burgen in bewohnbaren und kriegsmäßigen Zustand versetzt worden, und nicht wenig war er erstaunt, vor sich eine Befestigung zu sehen, welche recht wohl gegen einen stürmenden Feind verteidigt werden konnte.

Lange ließ man ihm jedoch nicht Zeit, Beobachtungen anzustellen. Sobald der Zug die Brücke überschritten hatte und die festen Eisenschlingen des Thores sich kreischend hinter ihm schlossen, wurden die Gefangenen in einen kleinen,

nochmals stark umzäunten Hof geführt und dort bis auf Weiteres eingeschlossen. Ermüdet warfen sich die meisten seiner Gefährten zu Boden und suchten Trost im Schlaf, einige rannten jammernd und gottlose Reden führend auf und ab. Klaus setzte sich auf einen Stein und starrte brütend vor sich hin. So lange er noch unter freiem Himmel quer durch das Land wanderte, mitten unter andern Menschen, wenn es auch seine Feinde waren, hatten ihm selbst die drückenden Fesseln an Händen und Füßen den Jugendmut nicht brechen können. Jetzt zum ersten Mal, eingeschlossen in diesem engen Raum, empfand er voll den Verlust seiner Freiheit. Von draußen tönte allerlei Geräusch an sein Ohr; man brachte das Vieh und die anderen Beutestücke an ihren Ort, die Pferde wurden abgeschirrt, es war ein geschäftiges Treiben dort draußen, nur hier in dem kleinen Hof war es still, denn selbst die Schreier hatten eingesehen, daß ihr Beginnen thöricht und nutzlos und hatten es vorgezogen, dem Beispiel der Andern zu folgen.

Erst nach mehreren Stunden kamen zwei Männer, gefolgt von einer Frau, welche eine Schüssel mit Essen für die Gefangenen brachte. Klaus musterte die Alte scharf; es war dieselbe, welche ihm damals in der Waldhütte die Abendmahlzeit bereitet hatte. Nun wurde ihm auch sein Unterkommen für die Nacht angewiesen, eine niedrige, enge Kammer, welche an den Hof stieß, doch war es schon ein Vorzug, daß er dieselbe allein erhielt, während sich die Andern zu mehreren in einen Raum teilen mußten.

Später am Abend kam die alte Laume noch einmal und brachte Klaus ein neues Leinengewand, wie es die preussischen Männer im Sommer trugen.

„Dies schickt Euch die Herrin,“ brummte sie unfreundlich genug dazu. So schloß Klaus erster Tag in Herkus Montes Burg. — Ertötend eintönig gingen die nächsten Tage und Wochen hin.

Die andern Gefangenen wurden an jedem Morgen hinaus geholt, um irgendwo zu arbeiten; Klaus fragte kaum, wohin man sie führte und welche Arbeit man ihnen auftrug. Für ihn allein öffnete sich die enge Thür der Umfriedigung nicht; Tag für Tag saß er in dem kleinen umzäunten Raum und starrte in den Himmel hinauf.

Er wäre trübsinnig geworden, hätte sich nicht die alte Laume seiner angenommen. Täglich zweimal brachte sie ihm das Essen, stets für ihn in besonderem Schälchen und etwas früher, ehe die Andern von der Arbeit zurückkamen; vielleicht verirrte sich auch mitunter ein besserer Bissen in den kleinen Napf, denn Klaus, dessen Gaumen freilich nicht vermöhnt war, fand die Kost zwar einfach, doch kräftig und gut schmeckend. Dabei verweilte Laume sich stets etwas länger, als es unbedingt nötig gewesen wäre. Anfangs war sie wenig freundlich gegen den jungen Ritter, bald aber siegte die angeborene Lust, sich mitzuteilen. Klaus hatte genügende Gelegenheit gehabt, von Gefangenen oder von befreundeten Preußen, welche auf Seite des Ordens fochten, die Landessprache zu erlernen. So war es ihm möglich, Laume zu verstehen und notdürftig sich selber ihr verständlich zu machen. Täglich hatte sie etwas anderes zu fragen oder ihm zu berichten. In der Hauptsache bezogen sich alle ihre Mitteilungen stets auf Nomedá, welche sie aufgezogen hatte und liebte, wie ihr eigenes

Kind. „Die Herrin“ sagte sie sehr respektvoll, wenn sie etwas von ihr zu bestellen hatte; wenn sie von ihrem Lieb-  
ling plauderte, wie es ihr ums Herz war, sagte sie: „das  
Kind.“ Täglich wußte sie Neues von Nomedas zu rühmen,  
stets berichtete sie, wenn dieselbe eine Speise selber bereitet  
hatte und freute sich, wenn Klaus das Gericht lobte. Sie  
freute sich auch, wenn er so willig ihr sein Ohr lieh und  
sie freundlich ermunterte, ihm zu berichten, ob Nomedas im  
Hause schaffe, ob sie mit den Gefährtinnen in den Wald  
gegangen. Sie erzählte von Nomedas Kindheit, wie sie die  
Mutter so früh verloren und ihr, der Alten, die Sorge  
für das Mädchen und zwei ältere Brüder geblieben war.  
Es machte ihr den Ritter fast lieb, daß er so freundlich  
Anteil an alledem nahm, denn ohne es selber zu wissen,  
empfang sie bei allem Haß gegen die Ordensritter doch  
eine Art Ehrfurcht vor seiner stattlichen Erscheinung und es  
schmeichelte ihr, ein Lob aus seinem Munde zu hören.

Auch von Nomedas Brüdern erzählte sie ihm. Der  
Jüngere war gleich im Anfang des großen Aufstandes ge-  
fallen, der Älteste, Herkus Montes Stolz und Freude, war  
von den Rittern gefangen genommen und nach der Burg  
Heilsberg gebracht. Die Preußen hatten die Burg mit  
großer Übermacht belagert; Herkus Monte und Glappo,  
der Anführer der Warmier, hatten sich vereinigt, sie zu  
stürmen. Da entfloß die Besatzung heimlich und nahm  
12 Gefangene als Geißeln mit sich nach Elbing. Hier  
jedoch ließen sie den Unglücklichen die Augen ausstechen und  
sandten sie so zurück.

Die Alte ballte die Fäuste, als sie dies erzählte, und  
ihr Gesicht nahm einen unheimlich feindseligen Ausdruck an.

„Das ließ der Ritter von Schonenberg thun,“ knirschte sie, „und er hat ihnen noch höhnisch nachgerufen, sie sollten nur ihre Väter grüßen und sie auch zu ihm einladen.“

Jetzt verstand Klaus Herkus Montes Fragen; er suchte Schonenberg. Wehe diesem, wenn er ihn fand!

„Was geschah weiter mit dem Geblendeten?“ fragte Klaus, dessen Teilnahme erregt war. „Lebt er noch?“

Laume verneinte erstaunt.

„Was sollte ein so hilfloser Mensch unter den Lebenden? Er opferte sich selber den heiligen Göttern. Unter der ewig grünenden Eiche im heiligen Haine Romowe ist er im Angesicht des Griwe und sämtlicher Griwaiten verbrannt,“ entgegnete sie in andachtsvollem Tone.

Klaus schauderte. Man hatte ihn gelehrt, Kranke zu pflegen, Hilflosen beizustehen; hier entledigte man sich ihrer auf diese Weise.

Laume bemerkte sein Mißbehagen.

„Es ist kein Unrecht, Alte und Kranke zu töten,“ sagte sie; „der Griwe selber opfert sich, wenn er schwach vom Alter wird, im Feuer den Göttern.“

Und sie erzählte Klaus jene Sage aus dunkler Vorzeit, wie Bruteno und Widewud mit ihren Scharen ins Land gekommen, wie sie es erobert und beherrscht, Widewud als Führer im Kriege, Bruteno, der sich später Griwe nannte, als oberster Priester und Richter. Sie hatten in dem Hain zu Romowe die drei Götterbilder des Perkunos, Potrimpos und Bikollos in der heiligen Eiche aufgestellt und das Volk gelehrt, ihnen zu opfern. Und als sie alt geworden, hatten sie das Land unter Widewuds zwölf Söhne geteilt und sich darauf gemeinsam auf hohem Scheiter-

hausen verbrannt. Seitdem zerfällt das Land in zwölf Gaue, welcher jeder einen Reiks als Oberhaupt hat, doch opfern sie alle gemeinsam zu Romowe den Göttern und gehorchen nur einem Griwe.

„Mir sind stets nur elf Gaue genannt,“ wandte Klaus ein.

„Wohl; Ihr habt Recht. Litwo der Älteste, welchem das Witthauerland zugeteilt wurde, war böse und trachtete einem der Brüder nach dem Leben. Darüber ergriminten die Andern und der Griwe verbannte ihn und sein Land von der heiligen Eiche zu Romowe.“

So berichtete die Alte bald von den eigenen, bald von ihres Volkes Geschicken und immer fand sie an Klaus einen willigen Hörer. Von ihr auch erfuhr Klaus, weshalb man mit ihm eine Ausnahme vor den anderen Gefangenen machte. Man wußte auf der Burg nicht, wie Herkus Monte den Ritter, welchem er sichtbar freundlich begegnet war, behandelt sehen wollte, da er genaue Anweisung darüber nicht gegeben hatte und hielt es daher für den klügsten Ausweg, denselben in sicherem Gewahrsam sich selbst zu überlassen, bis der Reiks selber heimkam. So wartete Klaus ungeduldig auf Herkus Monte, ungeduldiger vielleicht als irgend ein anderer Bewohner der Burg.

Und endlich kam er. Klaus hörte es an dem lebhaften Hin- und Hereilen im Hofe, an den freudigen Zurufen der Begrüßung, an dem Wiehern und Trappeln der Pferde, lange ehe noch die alte Laume ihm mit seiner Abendmahlzeit die ersehnte Botschaft brachte.

Am andern Tage suchte Herkus Monte selber den gefangenen Ritter auf. Ohne Rüstung, nur mit dem ein-

fachen Rock aus weißem Wollstoff bekleidet, welcher eng und bis ans Knie reichend, weite Beinkleider und eine einfache Fußbekleidung aus rauhem Leder sehen ließ, so stand er vor Klaus, in seiner Tracht durch nichts von einem seiner Untergebenen unterschieden, und doch stattlich und Ehrfurcht gebietend, ein Fürst, welcher gewohnt ist, zu herrschen.

Er besichtigte den Raum, welcher Klaus als Aufenthaltort angewiesen war, dann fragte er den jungen Ritter nach seiner Herkunft und ließ sich von seiner Heimat, welche unweit Magdeburg war, erzählen. Da erwies es sich, daß Klaus Mancher nahe stand, mit welchem Herkus Monte in seiner Jugend bekannt geworden, als er zu Magdeburg in der Klosterschule erzogen wurde. Gedankenvoll hörte ihm der Preußenfürst zu, während er berichtete, dann fragte er:

„Ihr kanntet auch Hirzhals?“

„Ich kannte ihn gut,“ erwiderte Klaus, „er war ein tapferer Ritter.“

„Er war ein guter Mensch; das ist mehr,“ entgegnete Monte. — „Er kam hier in unserm Natangerland ums Leben. Hinterließ er unmündige Kinder?“

„Nur eine Tochter; seine Söhne waren schon erwachsen und standen der Mutter thatkräftig zur Seite, als die Kunde zu ihnen drang, daß der Vater tot sei. Man hat nie Genaueres darüber erfahren, wo und wie er gestorben.“

Herkus Monte blickte düster zu Boden.

„Ich will es Euch sagen. Ich habe ihn sterben sehen. Wenn Ihr noch einmal in Eure Heimat kommen solltet, dann sagt seinen Kindern, Herkus Monte konnte ihn nicht retten.“ Er schwieg einen Augenblick, dann begann er von Neuem. Seine Stimme klang seltsam schwer.

„Es war im Anfang des Krieges. Wir hatten zu <sup>1242?</sup> Pokarwen das Ordensheer geschlagen. Es war die erste Schlacht und ein völliger Sieg der Unfern. Ein Jubel ohne Gleichen hatte Alle ergriffen. Unsere Krieger verlangten ein Dankopfer. Es ist die Sitte in unserm Volk, nach gewonnener Schlacht einen Gefangenen den Göttern zu opfern, ich wußte das und wollte meinem Heere willfahren. Unter den Gefangenen befand sich der Ritter Hirschhals. Ich ließ das Loos werfen und es traf ihn. Er war mir wert seit der Zeit, da ich zu Magdeburg war und oft in seinem Hause aus- und einging. War er auch wenig älter als ich, so nahm er sich doch meiner an wie ein väterlicher Freund und ich hatte oft Ursache, ihm dankbar zu sein. Ich wollte ihn nicht töten lassen. Nochmals ließ ich das Loos werfen und zum dritten Male; immer traf es Hirschhals. Das Heer murrte schon über seinen Führer, dennoch wollte ich abermals den Wurf befehlen, ich wollte das Schicksal bezwingen, da hinderte mich Hirschhals selber daran. Es sei wohl so der Wille seines Gottes, meinte er, daß er sterben solle, darum solle ich mein Volk gewähren lassen, welches sein Blut begehrte. — Wir küßten uns und nahmen Abschied wie Freunde — dann banden sie ihn auf sein Roß und verbrannten ihn auf dem Scheiterhaufen.“

Er schwieg geraume Zeit, dann sagte er: „Ich habe viele Menschen sterben sehen im Laufe dieses langen Krieges. Ich habe meinen eigenen Sohn nach Romowe geleitet, wo er sein Leben den Göttern opferte. Nichts hat mich so bewegt wie das Sterben dieses Mannes, der in den Tod ging, weil er es für seines Gottes Gebot hielt, nicht um Not oder Siechtum auszuweichen, sondern einzig um seinem

Gott gehorsam zu sein.“ Wieder entstand eine Pause, dann fragte Monte:

„Ihr spracht von einer unmündigen Tochter. Was ist aus ihr geworden?“

„Sie ist seither gleichfalls erwachsen und ist in ein Kloster gegangen, um dort für ihres Vaters Seele zu beten.“ —

Herkus Monte wandte sich ab und blickte schweigend vor sich nieder. Klaus folgte weiter seinen Gedanken.

Bilder aus der Kinderzeit stiegen plötzlich vor ihm auf. Die kleine Margaret war seine Spielgefährtin gewesen, sie vornehmlich hatte den Gedanken in ihm geweckt, Ritterbruder zu werden, der Welt zu entsagen und der heiligen Jungfrau zu dienen, um im Kampfe gegen die Heiden den Tod des edlen Hirzhals zu rächen.

Nun stand er dem Manne gegenüber, welcher, mit oder ohne seinen Willen, die Schuld trug, daß Jener sein Leben verloren — und er war dieses Mannes Gefangener!

Das ganze Gefühl seiner Ohnmacht überkam ihn plötzlich und damit zugleich ein Zorn und Haß gegen seinen Überwinder, von dessen Gnade es nun abhängen sollte, ob er tot gemartert, zeitlebens in Gefangenschaft schmachten oder gegen teures Lösegeld einst freigegeben werden sollte. So heftig übermannte ihn seine Erregung, daß er um sich blickte, ob er nicht etwas zur Waffe Geeignetes finden möchte, um sich auf den Verhassten zu stürzen und ihn nieder zu stoßen.

Da wandte Herkus Monte sich um und sagte mit ruhiger Freundlichkeit:

„Ihr seid mein Gefangener, Ritter von Eckstein, doch

um unfres gemeinsamen Freundes willen will ich Euch dies Loos so leicht machen, als es mir möglich ist. Ihr scheint mir ein ehrlicher Mann; — gelobt mir, daß Ihr nicht entfliehen und nichts mir Feindseliges hier sinnen wollt, so sollt Ihr innerhalb der Burgwälle frei umher gehen dürfen und hier von Allen angesehen werden, als wenn Ihr mein Gast wäret. Gebt mir Eure Hand darauf, daß ich Euch vertrauen darf.“

Klaus errötete bis unter die Haarwurzeln; all sein Zorn wich dem Gefühl einer tiefen Beschämung. Zögernd legte er seine Rechte in die Hand des edelmütigen Feindes.

„Weshalb zögert Ihr?“ fragte Monte. „Denkt nicht, daß ich Ungebührliches von Euch verlange. Wenn Ihr einst wieder frei seid, sollt ihr mein Feind sein so gut wie vordem; nichts soll Euch verpflichten, über Dinge zu schweigen, welche Ihr hier sehen oder hören möchtet. Euer Wort nur, daß Ihr nichts thut, Euch selbst oder mir zum Schaden, so lange Ihr in meiner Gewalt seid. Doch ich hoffe, wenn ich Euch die Freiheit wieder geben kann, werden wir als Freunde scheiden; dann wird dieser Krieg beendet sein und wieder Frieden und Ruhe ins Land einziehen.“

Ein siegesgewisses, freudiges Lächeln flog über seine Züge. Klaus sah es, und er konnte sich des Gedankens nicht erwehren, daß es für das Land vielleicht kein Unglück wäre, wenn dieser Mann siegen und es zu Ruhe und Ordnung zurückführen würde. Wie klein erschien er sich plötzlich neben dieser schlichten, ungekünstelten Größe.

„Unser größter Feind,“ hatte Holdenstete von ihm gesagt, „ein Gegner, dessen sich kein Ritter zu schämen braucht.“

„Ich will Euch nur für die Dauer Eures Aufenthalts hier die Last der Ketten und der beständigen Bewachung sparen,“ fuhr der Preußenfürst fort, „und Euch Bewegung im Freien und Beschäftigung ermöglichen, um die langsam rinnende Zeit zu vergessen. Seid Ihr so mißtrauisch, junger Mann?“

„Verzeiht mir; ich war ein Thor,“ rief Klaus. „Nehmt meine Hand und mein Wort. Wenn Ihr mir die Freiheit der Bewegung innerhalb Eurer Burgmauern gewähren wollt, ich werde sie nicht mißbrauchen, auf keine Weise, dessen könnt Ihr sicher sein. Und ich werde Euch diese Stunde nie vergessen.“ — — —

Von diesem Tage an ging Klaus frei umher nach seinem Belieben.

Anfangs staunten die Bewohner der Burg und überall, wo er sich zeigte, begegnete man ihm mit offenkundiger Feindseligkeit. Es war etwas Ungeheuerliches, noch nie Dagewesenes, einen gefangenen Ritter unter sich herum gehen zu sehen, als sei er hier zu Hause. Hätte nicht die Furcht vor dem Zorn ihres Fürsten sie im Zaume gehalten, Klaus hätte sicherlich Gelegenheit gehabt, mit den Messern oder Pfeilen der Feinde Bekanntschaft zu machen. Da aber Herkus Monte seinen Leuten kurz und bestimmt, wie sie es von ihm gewohnt waren, erklärt hatte, was er über den Ritter von Eckstein beschloß, so wagte Niemand ihm zu nahe zu treten.

Es währte auch nicht gar zu lange, so hatte man sich daran gewöhnt, Klaus kommen und gehen zu sehen und da er statt seiner Ordensstracht das Leinengewand trug, welches Komeda ihm gesandt hatte, so fiel die fremde Er-

scheinung bald Niemandem mehr auf. Zudem bemühte er sich in jeder Weise sich nützlich zu machen, theils aus dem eigenen Bedürfnis nach Arbeit, theils auch, um sich die Schloßinsassen freundlicher zu stimmen. So kam es, daß die Meisten bald vergaßen, daß er ein Feind und ihr Gefangener, und wenn auch manch alter Querkopf noch einen Fluch in den Bart brummte über den verkappten Weißmantel, so war doch im Ganzen ein leidlich gutes Verhältnis zwischen ihnen hergestellt, und Klaus fühlte sich in der Burg des Feindes so wohl, wie es unter diesen Umständen nur möglich war.

Von der Wohnung der Frauen hielt er sich ferne; zwar hatte er oft Gelegenheit, durch Laune über das Treiben der Mädchen zu hören, bisweilen auch sah er Komödie mit Guze und den andern Jungfrauen im Hofe, doch vermied er es stets, in ihre Nähe zu kommen.

---



## Fünftes Kapitel.



Mit Herkus Montes Rückkehr war neues Leben in die Burg eingezogen. Täglich fast kamen Boten von außerhalb, einzeln oder zu mehreren; sie waren oft lange bei dem Fürsten und verließen dann eilends wieder die Burg. Man empfand, daß ein Mann in den Mauern weilte, dessen Wort weit im Lande galt und obwohl weit ab von dem Schauplatz der Gefechte, vergaß man doch nicht, daß draußen im Lande der Krieg tobte. Nur für eine kurze Zeit sollten friedliche Gedanken und Vorbereitungen zu einem Feste allen Kriegslärm aus der Burg verscheuchen.

Nicht gar lange nach der Rückkehr des Feldherrn erschien eines Tages ein stattlicher Zug jugendlicher Reiter im Burghofe. Klaus erkannte in dem Einen Symeko, welchen er damals im Lager oft in der Nähe Herkus Montes gesehen hatte.

Der Jüngling hatte seinen Auftrag ausgeführt, dem Grive die Botschaft überbracht, und kam nun, geleitet von Freunden und Verwandten, bei Herkus Monte um dessen

Schutzbefohlene, die rothhaarige Guze zu werben. Klaus, welchem dieser Zusammenhang unbekannt, erstaunte über das plötzlich so aufgeregte Treiben im Hofe, zumal nach der Seite der Frauenwohnungen; er fürchtete eine Unglücksmeldung, vielleicht einen neuen Sieg der Feinde, denn daß die Erregung eine freudige, war offenkundig.

Indes hatte Symeko vor dem Fürsten sein Anliegen vorgebracht und die Geschenke überreicht, mit welcher die Braut von dem Vater oder dessen Stellvertreter erkaufte werden mußte.

Herkus Monte, welchem die Werbung nicht unerwartet kam, hörte freundlich der ernstesten und feierlichen Rede des Jünglings zu, in welcher dieser schilderte, daß sein Haus leer stehe und einer Hausfrau bedürfe, welche des Feuers am Herde walte. Mit ruhiger Würde nahm er die Geschenke entgegen und sandte darauf nach Guze, um ihr die Werbung mitzuteilen.

Sie kam, begleitet von Nomeda, und stand errötend und wortlos dem Manne gegenüber, um dessen Leben sie all die Zeit her gezittert und der sie heute zum Weibe begehrt. Krampfhaft hielt sie Nomedas Hand umfaßt, als müsse sie Kraft bei der Freundin suchen.

„Ich sprach Dir damals bei dem Feste von einem Vogel, der sich ein Nest bauen wollte,“ sagte Herkus Monte scherzend. „Hier ist er nun. Er braucht eine Gehilfin dabei und das sollst Du sein. Dieser Jüngling aus dem ruhmreichen Geschlecht der Verbanten, Symeko, wirbt um Dich, mein Kind, und will Dich als Weib in sein Haus führen,“ setzte er feierlich hinzu. „Er ist ein tapferer Krieger, aus angesehenem Geschlecht und reich sind die

Gaben, mit welchen er Dich von meiner Gewalt löst. Es ist eine Ehre für dich, als erste Gattin von ihm heimgeführt zu werden. Ich hoffe, Du weißt dies zu schätzen."

Guze neigte nur leise das Haupt.

Dann trat Symeko vor, wiederholte ihr einen Teil seiner Rede und versprach als Brautgeschenk am Hochzeitstage ihr einen kostbaren Mantel und eine silberbesetzte Vorte zu überreichen.

"Ich werde Deinen Wagen erwarten," sprach Guze kaum hörbar.

Nomeda begrüßte nun ihrerseits Symeko und seine Begleiter und darauf verließen die Mädchen wieder den Raum; die Männer aber beriethen bei vollen Methkrügen und einem kräftigen Imbiß, an welchem Tage Symeko den Brautwagen senden würde, um Guze in sein Haus zu führen.

Der rote Troßkopf war völlig verwandelt. Lachend halb und halb weinend warf sie sich an Nomedas Hals, als sie kaum das Gemach der Männer verlassen hatten und schwakte allerlei thörichtes Zeug, so daß sie der ernststen Freundin ein Lächeln entlockte.

"Ich glaube, Du verstehst mich gar nicht," sagte sie, gekränkt sich von Nomedas abwendend; "Du bist immer so ernst und ruhig. Bist Du denn noch nie einem Manne gut gewesen?"

Nomeda wußte nicht gleich eine Antwort.

"Ich glaube nicht," sagte sie zögernd; den ganzen Tag über verließ sie jedoch die Frage nicht und ihre Augen blickten oft sinnend in die Weite, als sei es ihr unmöglich, die rechte Antwort dafür zu finden.

Sobald die Freier den Burghof verlassen hatten, versammelten sich Guzes Gespielinnen; selbst von nicht zu ferne liegenden Dörfern kamen die Jungfrauen herbei. Guze führte sie alle in den Herdraum. Hier stimmte sie nach alter Sitte ein Klagelied an; hell klang ihre Stimme durch den Raum, gar nicht so traurig, wie es die Worte wohl erfordert hätten.

Sie sang also:

„Wehe mir, daß ein Mann meiner begehrt zum Weibe!

Wehe mir, wehe!

Vorüber sind die glücklichen Tage der Jugendspiele;

Vorüber sind die Zeiten der Freiheit.

Seine Magd werde ich sein und seinem Willen muß ich  
mich beugen.

Wehe mir Armen, wehe!“

Und als sie geendet, antwortete der Chor ihrer Gespielinnen:

„Wehe Dir Armen, wehe!

Wie süß waren die Tage Deiner Kindheit.

Und wie heiter die Tage der Jugendlust!

Vorüber sind sie und kehren nie wieder.“

Wieder sang Guze:

„Alle die mich gepflegt, da ich schwach und ein Kind war,

Stützen wollt ich sie, da mein Arm erstarrt,

Ihnen erheitern das Alter, erleichtern die Bürde der Jahre.

Fort soll ich nun, hinaus mit dem fremden Manne,

Ungepflegt sie lassen, die mich als Kind einst behütet.“

Und wieder antworteten die Freundinnen:

„Sorge nicht um die Alten.

Alle wollen wir ihrer gedenken,

Wollen sie pflegen und ihre Tage erheitern.

Folge getrost dem Manne, der Deiner begehrt.“

Und abermals sang Guze:

„So viele Jahre pflegt' ich der Flamme des Herdes;

Nun sollen Andre schüren die Glut des Feuers;

Andre sollen die Tiere des Hofes versorgen, die ich erzog  
mit Mühe und die mir lieb sind.

Wehe mir, daß ein Mann meiner begehrt zum Weibe!

Alles muß ich verlassen und gehe in dunkle Zukunft.

Wehe mir Armen, wehe!“

Und die Freundinnen erwiderten:

„Tröste Dich, so dunkel nicht wird die Zukunft sein,

Hell wird Dir leuchten die Liebe des Mannes, der Dich  
jetzt heimführt;

An seinem Herde sollst Du des Feuers walten,

In seinem Hause pflegen, was er Dir vertrauet,

Treu und willig ihm dienen und seinen Befehlen gehorchen,

Dann werden die Götter Dich segnen mit langem,  
fröhlichem Leben.“

Mehrmals wurde der Gesang wiederholt, einzelne Teile etwas verändert und Neues eingeflochten, denn die Sitte erforderte, daß die Braut sich nicht gar so schnell trösten ließ, und häufig erklang auch von dem Chore der Freundinnen das beklagende: „Wehe, wehe!“, obgleich es wohl nur wenigen der Sängerinnen recht ernst mit der Trauer war.

Vielleicht nur Einer unter all den Versammelten war das Herz wirklich schwer und diese Eine war Nomedä.

Guze war ihre Gespielin seit der Kinderzeit; sie war ihr lieb wie eine Schwester; sie trauerte, daß sie nun von ihr gehen sollte. Doch war es nicht das allein. Als sie von Guzes Lippen die ihr wohlbekannte klagende Weise vernahm, mußte sie sich fragen, in wie langer Zeit sie selber vielleicht dies Brautlied an dieser Stelle singen würde und welcher Mann wohl bestimmt sei, ihr Gatte zu werden. Wieder kam ihr Guzes Frage in den Sinn; sie wußte Niemanden, welchem sie bereitwillig hätte folgen mögen. Oftmals schon hatten Freier bei dem Vater um sie geworben, immer noch hatte sie einen Vorwand gefunden, ihre Freiheit zu bewahren. Sie wollte bei dem Vater bleiben; er brauchte sie. Und wie sie die Zahl der Jünglinge aus den edlen Stämmen ihres Volkes überdachte, so fand sich Keiner darunter, bei dessen Namen ihr Herz auch nur einen Schlag schneller geschlagen hätte. — —

Schon am dritten Tage darauf sandte Symeko einen Wagen, um die Braut abzuholen, wie es Sitte war. Es war ein geräumiger Wagen mit vier Pferden bespannt, und Wagen sowie Kasse reichlich mit frischem Grün, Blumen und bunten Bändern geschmückt. Der Fuhrmann, welcher den Wagen, auf einem der Kasse sitzend lenkte, war Welote, der so oft von der übermütigen Guze Verspottete. Es war eine Ehre, einen Brautwagen zu fahren, und Symeko hatte deshalb diesen Kampfgenossen, der ein naher Verwandter Herkus Montes war, dazu erwählt.

Nachdem man die Sachen, welche die Braut als ihr Eigentum mit in des Gatten Haus nehmen sollte, auf den Wagen gelegt hatte, bestiegen Guze und ihre sämtlichen Gespielinnen denselben; Alle waren angethan mit ihren

besten Feiertagskleidern und dem kostbarsten Schmuck, silbernen Spangen oder auch künstlich gearbeitetem Bernstein an langen Schnüren. Auf einem zweiten Wagen, welcher im Hofe hergerichtet war, folgten die Frauen und Mädchen der Burg, welche auch an dem Feste teilnehmen sollten. Herkus Monte mit einer großen Anzahl seiner Getreuen beschloffen zu Pferde den Zug.

Donnernd rasselten die Wagen über die Brücke, in rasender Gangart rannten die Pferde dahin. Die Mädchen mußten sich festhalten, um nicht hinabgeschleudert zu werden und wenn die Fahrt über einen Stein ging, schrie manchmal eine laut auf vor Schreck. Welote ließ sich dadurch nicht beirren. Es galt zu zeigen, wie Symekos Pferde laufen konnten, aber auch nicht zuletzt wollte er als guter Lenker bewundert werden.

So legte man in verhältnismäßig kurzer Zeit die ziemlich beträchtliche Strecke zum Wohnorte Symekos zurück.

Schon an der Grenze des Landbesitzes der Perbanten eilte ihnen ein Reiter entgegen, welcher in der einen Hand einen Feuerbrand, in der andern ein volles Gefäß mit Meth hielt. Drei Mal umritt er den Wagen der Braut, dann mit einem Zuruf sein Pferd zum Stehen bringend, überreichte er Guze den Meth und rief: „Das Feuer hütetest Du in dem Hause, das Du verlassen; bewahre es künftig hin in dem Hause des Gatten, das Du heute betreten sollst.“ Hierauf jagte er in gestrecktem Galopp dem Wagen voraus, um seine Ankunft zu melden.

Bald darauf langte man vor dem Hause des Freiers an. Symeko, umringt von einer großen Zahl seiner Verwandten und Freunde, begrüßte mit lautem Zuruf den

nahenden Wagen. Kaum war dieser durch ein plötzliches Anhalten zum Stehen gebracht, als Welote sich behend von seinem Roß herab schwang und in die offenstehende Hausthüre stürzte, alle Anwesenden, welche auf diesen Augenblick gewartet hatten, hinter ihm her, es Symeko allein überlassend, seiner Braut vom Wagen herab zu helfen. Dieser Scherz, welchen man sich stets mit dem Führer des Brautwagens machte, half Guze über ihre erste Verlegenheit. Sie wußte, drinnen stand ein Stuhl mit einem blau und weißen Leinentuche bedeckt; erreichte Welote diesen Stuhl vor seinen Verfolgern, so erhielt er das Tuch zum Andenken und Lohne, gelang ihm dieses nicht, so wurde er mit Schlägen und Spottreden aus dem Hause getrieben. Gerade Welote, welchen sie stets so gerne verspottete, hätte sie fast das Letztere gewünscht. Doch Welote war stets gewandt im Laufen und Springen gewesen und triumphirend erschien er wieder unter der Hausthüre, geschmückt mit dem blau und weißen Tuche.

Inzwischen waren die Ankommenden alle von den Wagen und Pferden gestiegen.

Herkus Monte, welcher an Guze Vaterstelle vertrat, führte sie an einer Hand, Symeko an der andern, dem Hause zu.

Unter der Hausthüre überreichte Welote der Braut den soeben eroberten Stuhl und Symekos ältester Verwandter bot ihr abermals einen Becher mit Meth. Der kleinen Guze schlug das Herz ängstlich, als sie nun über die Schwelle trat. Halb war es unbestimmte Furcht vor dem Leben, das vor ihr lag, halb die Ängstlichkeit, keine der vorgeschriebenen Gebräuche zu verfehlen. Und es war so vieles, das sie beobachten mußte.

2  
Nachdem sie getrunken, führte man sie weiter zum Feuerherd. Hier mußte sie sich niedersetzen und eine der Frauen wusch ihr die Füße. Mit dem Wasser besprengte dieselbe darauf alle Gäste, die ganzen Räume, das Brautgemach insbesondere, alles Vieh im Stalle und alles Gerät im Hause; es war besonders segenbringend.

Freundlich trat dann Symekos Mutter zu der Braut ihres Sohnes. Sie hatte lange die Tochter erwünscht und begrüßte sie jetzt herzlich. Aus einem Töpfchen, das sie in der Hand trug, entnahm sie darauf ein wenig Honig und strich denselben auf Guzes Lippen, zum Zeichen, daß stets freundliche Rede über dieselben gehen sollte. Dann verband sie ihr mit einem Tuche die Augen, und jener Mann, welcher ihr auf der Schwelle den Trunk geboten, ergriff ihre Hand und führte sie zur nächsten Thüre. Hier rief er ihr zu: „Stoß an,“ und Guze stieß mit dem Fuß an die Thüre, worauf diese sich öffnete. Nun durchschritten sie den nächsten Raum bis wieder zur Thüre, der Führer wiederholte seine Aufforderung und wieder öffnete sich dieselbe, als Guze mit dem Fuße anstieß. So ging es durch das ganze Haus, der Brautführer mit der Braut voran, ihnen nach sämtliche Gäste, lachend und oft den ausgelassensten Mutwillen treibend. Als sie durch die letzte Thüre wieder in den Herdraum zurückkehrten, erwartete sie hinter derselben eine von Symekos Schwestern und überschüttete die Braut mit einem Regen von Getreidekörnern, indem sie ihr zurief: „Halte fest den Glauben an unsere Götter, so werden sie Dir geben, was Du Dir wünschest!“

So war nun Guze eingeführt in dieses Haus, doch nicht, um darin zu herrschen, sondern um zu dienen, denn

nur der Wille des Mannes galt. Hatte Guze als erste Gattin auch stets ein Vorrecht vor anderen Frauen, welche Symeko später vielleicht noch heimführen würde, so mußte doch auch sie stets sich seinem Willen unterordnen, das wußte sie wohl, mochte derselbe sich auch hart und ungerrecht äußern. Heute freilich begegnete ihr Symeko mit der zartesten Aufmerksamkeit, wie nur je ein Mann seinem erwählten Weibe. Von der Hand des Brautführers führte er sie zurück an den Herd, löste das Tuch von ihren Augen und übergab sie dem Schutze seiner Mutter.

Nun begann ein großes, festliches Mahl, die Männer speisten an einem Tische, die Frauen an einem andern, denn es war ihnen nicht gestattet, am Tische der Männer zu essen. Von beiden her aber klang gar lustiges Lachen und viel mutwillige Scherze flogen herüber und hinüber. Die Jugend litt es auch nicht lange hier drinnen. Bald spielte Einer auf einem nicht sehr kunstvollen Musikinstrument, und die Paare sprangen lustig im Tanze auf dem freien Platz vor dem Hause, während die Älteren es vorzogen, bei den vollen Methkrügen sitzen zu bleiben.

Zimmer lärmender und ausgelassener wurde die Lustigkeit. Man lachte, schrie, jubelte, sang, drinnen und draußen, die Alten wie die Jungen.

Romeda tanzte auch, doch hielt sie sich mehr an Guzes Seite, welche neben ihrer Schwiegermutter sitzend, dem Treiben zusah. Hin und wieder kam Symeko hinaus und führte sein junges Weib zum Tanze; ein Anderer durfte dies heute nicht wagen.

So war es hier verhältnismäßig still und Romeda konnte noch mit der Freundin plaudern. Sie fand an dem

lauten Lärmen wenig Gefallen, lieber sah sie dem Treiben aus der Ferne zu und beobachtete bald diesen, bald jenen ihr gut Bekannten.

Da sah sie ihren Vater aus dem Hause treten und abseits von den Tanzenden mehrmals auf und nieder gehen. Unter einer alten Linde blieb er endlich stehen, lehnte sich mit ver-  
schränkten Armen gegen deren Stamm und blickte ins Weite.

Möglichst unauffällig stand sie auf und ging zu ihm.

„Weshalb sinnst Du hier so einsam, mein Vater?“  
fragte sie teilnehmend. „Hast Du eine Besorgnis? Oder  
peinigen Dich wieder Schmerzen in Deinen alten Wunden?“

Er schüttelte das Haupt.

„Ich will nur nüchtern bleiben, Kind. Drinnen sind  
sie schon halb von Sinnen. Und ich habe heute noch einen  
Ritt vor.“

„Wohin willst Du?“

„Zur Burg zurück. Es ist mir so unruhig, zu wissen,  
daß sie fast leer zurück geblieben ist.“

„Du willst doch nicht allein reiten?“

„Wen sollte ich mitnehmen? Die drinnen werden vor  
morgen früh kein Roß wieder besteigen können. Die Meisten  
werden wohl ihren Rausch an dem Tische ausschlafen, an  
dem sie ihn sich getrunken.“

„Begieb Dich nicht allein in Gefahr, Vater.“

„Kind, sei nicht thöricht. So lange ich ein Roß unter  
mir und ein Schwert in der Hand habe, giebt es keine  
Gefahr.“

„Wann werden wir aufbrechen?“

„Sobald die Jugend sich müde getanzt hat. Dies  
wird nicht gar so lange dauern, da auch die jungen Männer

fleißig dem Met zusprechen und Manche schon Mühe haben, gerade zu gehen. Ich sehe, man bringt Guze schon das Brautgericht. Gehe jetzt zurück, man braucht Dich dort.“

Romeda folgte ihres Vaters Wort und in der That brachte Symekos Mutter soeben ihrem Sohne und seiner Braut das segensbringende Hochzeitessen, einen gebratenen Hahn nebst Bocks- und Bären-Nieren. Während das Paar dasselbe verzehrte, hörte der Tanz auf und alle Anwesenden versammelten sich im Kreise umher. Nun trat Romeda hinter die Freundin, umfaßte mit einer Hand ihr lang herabwallendes, rötliches Haar und schnitt es, mit einem scharfen Messer von unten nach oben fahrend, am Halse kurz ab. Darauf setzte sie ihr einen Kranz aus weißem Tuch auf das Haupt, ein Schmuck, welchen sie hinfort tragen sollte, bis ihr die Götter den ersten Sohn geschenkt.

Nun waren alle feierlichen Gebräuche altem Herkommen gemäß befolgt und Symeko ergriff Guzes Hand, um sie ins Brautgemach zu führen. Doch auf diesen Augenblick hatten die jungen Leute umher nur gewartet.

Plötzlich hielt jeder einen Haselstecken in der Hand, welchen er so lange verborgen hatte, und lachend und schreiend hieben sie auf die Braut ein. Mancher unsanfte Schlag traf sie, so schnell auch Symeko sie mit sich zog; erst vor der Thüre des Brautgemachs, welches von innen verriegelt wurde, mußten die Übermütigen umkehren. —

Auf der Burg Montes war es recht still und einsam gewesen, als der frohe Hochzeitszug den Hof verlassen hatte. Als die Wagen über die Brücke donnerten, hatte Klaus ihnen wehmütig nachgeschaut. Dann war er hinein gegangen in sein kleines Gemach, welches ihm seit kurzem an-

gewiesen war, und hatte sich die Zeit damit vertrieben, allerlei nützlichcs Gerät aus einem Lindenfloß zu schnitzen.

Endlich kam die alte Laume, welche von der Fahrt zurückgeblieben war, und brachte ihm die Abendmahlzeit. Sie brachte ihm auch einen Krug Met, doch wies er ihn zurück.

„Ich darf kein berauschendes Getränk genießen, ich sagte es Euch schon. Es verstößt gegen die Ordensregel.“

„Ihr seid nicht auf einer Ordensburg,“ sagte die Alte verdrießlich. „Ich habe allen heute einen Krug Met gebracht, auch den anderen Gefangenen. Der Fürst wollte, daß Alle an der Feier teilnehmen sollten. Doch wie Ihr wollt.“ — Und sie hatte ihren Metkrug wieder mit hinaus genommen.

Den Raum neben des Ritters kleinem Gemach bewohnten etliche Krieger; heute versammelten sich hier alle, die zur Bewachung der Burg zurückgeblieben, um sich an der alten Laume schäumendem Mete gütlich zu thun. Klaus hörte sie nebenan lachen und reden, oft war es so deutlich, daß er die Worte verstand. Mit Jubel war hier die Alte empfangen worden, manch derbes Scherzwort wurde ihr noch nachgerufen. Der Älteste, welcher das Amt eines Schließers bei den Gefangenen versah, ging vorsichtiger Weise nach seinen Schutzbefohlenen sehen, ehe er sich an den Metkrug setzte. Bald kam er jedoch zurück und winkte geheimnißvoll einem Andern ihm zu folgen. — Ein Donnerähnliches Hallogeschrei schreckte Klaus aus seinen Gedanken. Der Alte und sein Begleiter erschienen wieder, beladen mit neuen Metkrügen, das veranlaßte den Jubel. Klaus hörte wirres Durcheinanderschreien, ob er ein Faß Met gestohlen oder ob die alte Laume selber schon betrunken und deshalb so freigiebig sei.

„Nichts da, nichts da“, knurrte der Alte. „Und immer abwarten, bis ich verteile, Ihr Gelbschnäbel, sonst gehe ich wieder damit ab und trinke den Met allein aus.“ Lachen war die Antwort. Die Bänke rückten hin und her. Man schien sich wieder gesetzt zu haben. „Von der Laume, meint Ihr, sei der Met?“ rief wieder der Alte. „Na da kennt Ihr den alten Drachen schlecht. So ein geiziger Hamster! Von den gefangenen Christen ist er! Haben auch Met bekommen; sollten auch fröhlich sein heute an des Rotkopfs Hochzeit, hat der Fürst gemeint. Aber verrücktes Volk ist's. Sagen, sie dürfen nicht Met trinken oder mögen ihn nicht, eines so närrisch wie das andere. Kurz, da gaben sie mir ihr ganzes Teil, und sagen, wir sollen es für sie trinken und freundlich dabei an sie denken; so wäre es besser.“

„Hätte den verdammten Hunden gar nicht solch vernünftigen Einfall zugetraut,“ schrie lachend ein Anderer.

„Laßt uns ihr Heil trinken, daß sie bald möchten aufgeknüpft werden,“ rief ein Dritter. „Da werdet Ihr lange warten können. So lange sie hier sind, erlebt Ihr das nicht,“ brummte der Alte. „Aber warum mit solch grobem Wunsch für ihren guten Met danken. Sie hätten ihn doch auch selber trinken können, dann hättet Ihr ihn nicht gehabt. Der eine Krug für Jeden hätte doch knapp die Kehle naß gemacht, jetzt habt Ihr das Dreifache, denn es kommt auf Jeden fast von zwei Gefangenen der Met, sind fast doppelt so viel als wir. Trinkt Frieden mit ihnen; mögen sie ruhig schlafen.“

Die Andern lachten und erwiderten Unverständliches. Klaus hörte auch seinen Namen. Man erinnerte sich seiner Anwesenheit und die Unterhaltung wurde gedämpfter geführt.

Doch dauerte es nicht gar lange, so brach der alte Lärm wieder an.

Nebenan kniete Klaus vor einem Krucifix, das er sich selber roh aus Holz verfertigt und an der Wand befestigt hatte. Tags hängte er ein Tüchlein darüber; heidnische Spötteraugen sollten das Geheiligte nicht entweihen. Jetzt war das Tuch entfernt und er betete davor zu dem Allmächtigen, der ihn erlösen möge von dem Übel dieser Gefangenschaft.

Nebenan dauerte der Lärm fort. Auch als Klaus später sein Lager auffuchte, floh ihn der Schlaf, verscheucht durch das Lachen und Singen im Nebenraum. Klaus hatte kein besonders zart empfindliches Gehör. Wenn er auch daheim als Knabe zur Laute singen gelernt hatte und Stimme wie Ohr an Musik gewöhnt, so war doch in Kriegszeiten zu oft Gelegenheit, unmelodische Töne zu hören, als daß er hätte verwöhnt sein sollen. Doch solch unmäßig barbarisches Gebrüll, wie es der Gesang der trunkenen Männer neben ihm war, entsann er sich nicht, jemals ähnlich gehört zu haben.

Zum Glück that der Met endlich völlig seine Schuldigkeit und die Sängere verstummten allmählich.

Da entschlummerte auch Klaus.

Ein paar donnernde Schläge schreckten ihn plötzlich wieder auf. Er hatte geträumt, das Haus stürze ein. — Er fuhr in die Höhe und besann sich, daß er geträumt habe. Aber der laute Ton? — das war kein Traum gewesen. Hatten sie nebenan den Tisch umgeworfen? Er horchte; nebenan war alles still, höchstens ein Laut wie dumpfes Schnarchen drang herüber. Schon wollte er sich wieder

niederlegen, da tönte ein schriller Angstruf durch die Nacht. Es war eine Weiberstimme. In Gedankenschnelle war Klaus völlig angekleidet und stürzte hinaus. Auf dem Hofe hielt er an.

Woher war der Schrei gekommen?

Er blickte um sich; die Thorflügel des Gefangenenhofes standen weit offen. Die Schläge, mit welchen sie von innen gesprengt waren, hatten ihn erweckt. Jetzt hörte er auch wirren Lärm von der Hofseite her, an welcher Herkus Montes Wohnung und die Frauenräume lagen. Er eilte nach dort. Im Eingange prallte er fast mit zwei Gestalten zusammen, die hinaus wollten. Erschreckt fuhren jene zurück; er rief sie an.

„Ah, Ihr seid es, Ritter von Eckstein,“ antwortete eine bekannte Stimme; es war ein junger Kaufmann, der mit Klaus zusammen hergebracht war.

„Kommt Ihr auch mit uns? Dann eilt Euch. Die da drinnen haben Lust, erst zu plündern, aber darüber könnte es zur Flucht zu spät werden. Wir haben uns nur das Nötige geholt, um nicht zu verhungern und nicht selber gefressen zu werden, ein Brot und ein Schwert. Ihr mögt wohl auch etwas finden. Aber macht schnell; Eile ist not.“

„So wollt Ihr fliehen?“ fragte Klaus. „Wie wollt Ihr aus dem Thor kommen. Es läßt sich nicht einschlagen, wie Eure Zaunpforte. Und die Wächter werden sofort Euch festhalten.“

Der Andere lachte spöttisch.

„Die sind bis morgen sicher. Und das Thor ist von innen verriegelt; ich weiß es zu öffnen, und die Brücke niederzulassen. Macht eilig, sage ich Euch; die Zeit ist kostbar.“

„Ich bleibe hier,“ sprach Klaus fest. „Der Fürst hat mein Wort. Ich fliehe nicht.“

„Seid kein Narr! Wer wird einem Heiden sein Wort halten? In drei Tagen können wir in Königsberg sein. Kommt schnell!“

„Laßt mich; ich bleibe,“ rief Klaus unwillig und eilte an den Beiden vorüber ins Innere. Wieder hörte er kreischenden Hilferuf, es war Laumes Stimme, Männerstimmen riefen durcheinander.

„Die alte Hege soll uns den Schatz zeigen! Wo hat die Heidenbrut den Schatz? Sie haben soviel Beute zusammen geschleppt; jetzt wollen wir einmal plündern.“ So schrien sie.

Helles Mondlicht schien durch die offenen Fenster in den Raum, auch einige Kienfackeln waren angebrannt; es war hell genug, um zu übersehen, daß es sich hier um ernste Dinge handelte. Waffen blitzten in aller Händen.

Klaus war waffenlos; was konnte er thun?

Wären sie entflohen, eilig und still, wie jene Beiden, die er soeben getroffen, er hätte sie nicht daran gehindert. Er war nicht zu ihrem Wächter bestellt. Aber Gewaltthat üben zu lassen an denen, die ihm freundlich begegnet, zugeben, daß Herkus Monte morgen vielleicht die Burg beraubt und ausgebrannt fand, das konnte er nicht.

Er stürzte zurück, um die Wächter herbei zu rufen.

Der Raum, in welchem sie gezecht, war von außen verriegelt. Er öffnete die Thür. Da lagen sie, halb auf, halb unter dem Tisch, schlafend, als schliefen sie bereits dem jüngsten Gericht entgegen. Er rief sie, er rüttelte den Einen, den Andern, ein dumpfes Grunzen war die einzige Antwort. An der Wand stand ein Eimer mit Wasser, er

goß ihn dem Nächsten über den Kopf. Wild schlug dieser mit den Armen um sich; er fuhr dabei seinem Nebenmann mit der Faust ins Gesicht, daß derselbe das Gleichgewicht verlor. Dann stürzte er selber vorn über und schief weiter.

Klaus sah ein, hier war alles vergeblich. Er riß dem Vordersten das Schwert von der Seite und stürzte zurück. Er dachte nicht daran, daß er für die Heiden gegen Glaubensgenossen eintrat. Die Christen waren die Meuterer, die Frauen bedrängt und wehlos, — ihnen beizustehen, war hier seine Pflicht. Man hatte es ihn von je so gelehrt, — er dachte gar nicht darüber nach.

Der Tumult war größer geworden; neues Hilfesgeschrei gellte durch die Luft. Einige kramten in einer großen Truhe, rissen Kleidungsstücke und Linnen heraus und fluchten, daß sie nicht fanden, was sie suchten; Andere zerrten mit der alten Laume umher und verlangten, sie solle ihnen die Schätze zeigen. Noch Andere wollten in eine Thüre dringen, welche unter Kreischen und Schreien von der inneren Seite durch die Weiber zugehalten wurde.

Da sprang Klaus mitten unter sie. Er riß den, welcher die Alte hielt, zurück, daß er taumelte und schwang drohend sein Schwert. Alle stuzten; — sie hatten sich ganz sicher geglaubt, der plötzliche Angreifer kam ihnen zu unerwartet. Klaus preußisches Gewand täuschte sie; sie glaubten nicht anders, als daß die Wächter dennoch munter geworden seien. Sobald Klaus jedoch zu ihnen sprach und sie den Gegner erkannten, wich die Lähmung des ersten Schrecks von ihnen. Gegenreden und Beschimpfungen wurden laut, daß er sich zum Verteidiger der Heiden aufwerfe.

„Ich werde nicht auf ihrer Seite zu finden sein, wenn

es sich um ehrlichen Kampf handelt," schrie Klaus in den Lärm hinein. „Aber dies ist kein Kampf, dies ist Raub und Mord, wenn Ihr Euch an schutzlosen Weibern vergreift.“

„Sie haben ja Kriegersleute genug zur Bewachung. Warum beschützen sie sie nicht?“

„Weil Ihr sie betrunken gemacht mit Eurem Met," rief Klaus.

„Hört, hört, was der Weißmantel nicht alles weiß," schrie es durcheinander.

„Schlagt ihn doch tot, den Überläufer. Welches Recht hat er, unsere Flucht zu hindern?“

Sie drangen auf ihn ein, Klaus mußte sich scharf wehren.

„Eure Flucht hindere ich nicht," rief Klaus zurück. „Das Thor steht offen, Niemand hält Euch zurück. Doch Ihr werdet die Zeit vergeuden und es wird dann zu spät sein.“

„So gieb uns den Schatz heraus! Wir wollen das Gold haben.“

„Ich habe kein Gold.“

„Aber die Alte hat es," und wieder griffen mehrere Hände nach ihr, die sich hinter Klaus geduckt hatte.

Ein Schlag mit flacher Schwertklinge ließ sie zwar zurückfahren, doch die Angriffe erneuten sich immer wieder. Sicher war es nicht aller Met gewesen, welchen der alte Wächter aus dem Gefangenenhofe hinüber genommen hatte, einige der Krüge waren wohl drinnen geblieben, und da die Krüge von erstaunlicher Größe und der Met ein sehr schweres Getränk war, so hatte selbst dieses genügt, den seit Monaten mit spärlicher Kost und Wasser Ernährten die Köpfe zu erhitzen.

„Narren, die Ihr seid,“ schalt Klaus zornig. „Eure Goldgier wird Euch die Freiheit kosten, die Ihr hättet gewinnen können.“

Niemand hörte auf ihn. Einige der Ruhigsten waren wohl gleich zu Anfang dem Beispiel jener Beiden gefolgt und hatten das Weite gesucht; die Andern dachten gar nicht mehr an Flucht. Sie wollten vor Allem hier plündern und brennen; es reizte sie, daß sie daran gehindert wurden und ihre Wut wandte sich gegen Klaus. Er stand so, daß er die Thüre, welche zu dem Frauenraum führte, im Rücken hatte; so hinderte er ihr Vordringen nach dieser Seite. Die alte Laume stand an die Thüre geschmiegt hinter ihm.

Ernsthafter drangen die Angreifer gegen ihn vor und die Schläge, die er austeilte, gereichten den Empfängern nicht zur Freude. Doch der Kampf war zu ungleich, — wie lange konnte es dauern?

„Gieb uns die Schätze heraus!“ brüllten sie.

„Ich habe keine Schätze.“

„So gieb uns die Alte; sie muß uns den Schatz zeigen!“

„Nicht, so lange ich lebe,“ schrie Klaus.

Da fuhr plötzlich von der Thürseite eine wuchtige Klinge darunter und eine donnernde Stimme schrie in den Lärm hinein. Die Tobenden ließen von Klaus ab und wandten sich rückwärts.

„Der Fürst!“ sagte Klaus; es klang wie ein Dankgebet.

Als wenn der Blitz unter sie geschlagen, so standen die Auführer. Herkus Monte selber! Des Himmels Einsturz hätten sie eher erwartet. Einige versuchten ihn anzugreifen, doch die Hiebe, welche dieser Necke austeilte, trafen

noch ganz anders als die des jungen Ritters. Nicht gar lange, so lagen die Meisten kampfunfähig am Boden, die Andern fesselte Herkus Monte und warf sie an Händen und Füßen gebunden zur Erde.

Jetzt erst sah er sich nach Klaus um, welcher stumm da stand. Seit der Preußenfürst in der Thüre erschienen, hatte er sein Schwert ruhen lassen; er wußte, Herkus Monte brauchte seine Hülfe nicht. Jetzt trat derselbe zu ihm und musterte ihn erstaunt.

„Ihr seid der Ritter von Eckstein!“ sagte er. „Ich hielt Euch für einen meiner Kriegsleute. Wo sind sie denn? Ich sehe keinen von Ihnen.“

„Sie sind berauscht,“ entgegnete Klaus, „es war nicht möglich, sie zu erwecken.“

Laume trat vor und berichtete mit vielen Worten, was sich begeben.

Monte wandte sich zu den Überwundenen.

„Steht auf!“ donnerte er sie an.

„In Eure Zellen zurück!“

Sie gehorchten, so gut es mit den Fesseln gehen wollte. Paarweise hand Monte sie aneinander und lockerte die Fußfesseln soviel, daß sie gehen konnten.

„Vorwärts!“ befahl er.

Sie gingen vor ihm her, hinüber in den Gefangenenhof. Scheu blickten sie draußen sich um; irgendwo mußten doch die Begleiter des Feldherrn sein. Drüben angelangt, riegelte Monte Jeden in seiner Zelle ein, dann versicherte er auch die Pforte der Umzäunung von außen. Mit der Flucht war es vorbei; — Klaus hatte Recht gehabt, die Freiheit war verscherzt.

Monte kehrte zurück. Tote und Schwerverwundete lagen noch auf der Stelle des Kampfes.

Er rief die Mägde herbei:

„Faßt hier an und tragt diese hinüber.“

Sie folgten dem Befehl. Klaus und Monte blieben allein in dem Raum. Die Zeichen der Verwüstung lagen um sie, das Brod und andere Lebensmittel, welches die Flüchtlinge im Anfange hier hervor gesucht, die Kleider und Leinwandstücke, welche sie hervor gezerrt, umgeworfenes Gerät, zertrümmerter Hausrat, alles wild durcheinander, zertreten, mit Blut besudelt, dazwischen die Waffen, welche ihnen entwunden waren.

Klaus hatte sein Schwert gegen die Wand gestellt und schaute stumm auf die Verwirrung nieder. Herkus Monte trat zu ihm und reichte ihm die Hand. „Ihr habt mehr gethan, als ich erwartet habe. Ich danke Euch, Ritter von Eckstein.“

„Ich that, was mir Pflicht schien,“ entgegnete Klaus. „Doch war es gut, daß Ihr mit den Euren kamt; lange hätte ich mich wohl kaum zu verteidigen vermocht.“

„Mit den Meinen? Ich bin ganz allein,“ sagte Monte einfach. „Doch sagt mir, wo sind die Wächter, welche ich hier zurückließ?“

Klaus führte ihn hinüber, wo die Zecher noch ebenso schliefen, und berichtete ihm den Hergang, wie er ihn wußte. Herkus Monte war sehr zornig.

„Möchte doch Perkunos mit seinem stärksten Donner darunter fahren,“ wetterte er. „Über den Met vergessen sie alles. Sie werden sich noch Alle an den Galgen damit bringen!“ Es war kein heiteres Erwachen nach dem fröhlichen Abend, als die Berauschten andern Tags endlich zu sich

kamen und begriffen, was vorgefallen. Herkus Monte hielt strenges Gericht über die ergriffenen Flüchtlinge, wie über ihre pflichtvergeffenen Wächter. Eine wohlgemessene Anzahl derber Schläge ward den Einen wie den Andern zu Theil, abgesehen davon, daß strengere Bewachung und härtere Arbeit das Los der Gefangenen erschwerte, während ihre Hüter zu erniedrigenden Dienstleistungen und kargerer Kost verurteilt wurden. Der Fürst war sehr ergrimmt, doppelt zornig, da mit Tagesanbruch Nomeda mit den Frauen allein zurückkehrte und es Mittag wurde, ehe endlich die andern Hochzeitsgäste wieder eintrafen, sämtliche in noch halb be- rauschtem Zustande. Doch wirkte es auffallend ernüchternd auf die Meisten, als der Feldherr selber sie gleich am Thore empfing und sie mit seiner mächtigen Stimme andonnerte.

Es war für Alle ein unglücklicher Tag.

Auch Klaus fand ihn nicht sonderlich behaglich. Er hatte gegen Morgen noch ein Paar Stunden die Ruhe gesucht, doch war er zu erregt von dem Vorausgegangenen und schief erst ein, als die Sonne schon lange am Himmel stand. Als er erwachte, war es über das Geschrei der Be- strasteten, welche der Fürst im Hofe durchpeitschen ließ; da noch kein Anderer zur Stelle war, so mußten sie die Strafe gegenseitig an einander vollziehen. Es war für Klaus kein angenehmes Erwachen.

Als das Gericht draußen zu Ende war, kleidete er sich an und ging in den Hof hinaus. Die Wunden, welche er in dem Kampf erhalten, schmerzten ihn und der Hunger stellte sich zur Zeit des Frühstückes ein. Die alte Laune war vor Schreck selber fast krank geworden, so hatte nie- mand nach ihm gesehen.

Mitten im Hof stand eine alte mächtige Linde, zu ihr ging Klaus und setzte sich auf einen Stamm, der darunter lag. Der Hof war augenblicklich menschenleer, er wollte warten, bis jemand kam, der sich seiner erinnerte.

Er starrte nach dem Thor, welches jetzt wieder verriegelt war. Wo mochten jetzt die Flüchtlinge sein, welche zur Nacht hier entwichen waren? Wie wäre es gewesen, wenn er mit ihnen gegangen? Draußen war goldene Freiheit! Er saß hier, wer wußte es, wie lange noch? Er hätte frei sein können, es lag in seiner Hand; — und wie wäre es dann hier gekommen? Die alte Laume vielleicht tot, die Burg in Brand gesteckt? Nein, er hatte doch Recht gehandelt, als Christ und als Ritter; es war gut so.

Da näherte sich ihm ein leichter Schritt. Er sprang auf, — Komeda stand vor ihm. Es war das erste Mal, daß sie einander gegenüberstanden, seit er auf der Burg war.

Sie reichte ihm die Hand hin und ihre Stimme klang bewegt, als sie sagte: „Ich komme, um Euch zu danken, Ritter von Eckstein. Ihr habt meine alte Pflegerin beschützt; sie ist mir wie eine Mutter gewesen durch lange Jahre und was sie traf, hätte auch mich getroffen. Ich danke Euch von Herzen.“

„Was ich that, Jungfrau, hätte jeder andere an meiner Stelle auch gethan. Einen besonderen Dank habe ich nicht dadurch verdient.“

Er hielt immer noch ihre Hand; wie lag sie so warm in der seinen. Aller Mißmut und trübe Gedanken waren wie fortgeweht vom Morgenwind. Sie errötete ein wenig und entzog sie ihm.

„Jeder andere hätte nicht so gehandelt; die meisten wären wohl entflohen mit denen, die heute vermißt werden. Sagt mir, warum entwicket Ihr nicht?“

Klaus sah sie erstaunt an.

„Wißt Ihr nicht, daß ich Eurem Vater mein Wort gegeben?“

„Ich weiß es. Doch meine ich, die Lockung muß groß sein, wenn das Thor offen steht und niemand ist, der Einspruch erhebt.“

„Der Einspruch war der Hilferuf der Frauen. Meine Pflicht war es ihnen beizustehen, selbst ohne jenes Versprechen. So war ich doppelt gebunden.“

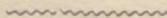
„Das ist groß gedacht. Nicht alle denken so.“

Einen Augenblick schwieg sie, dann fuhr sie in verändertem Tone fort:

„Ich glaube fast, man hat Euch heute früh mit der Morgensuppe vergessen. Es ging unruhig her, seit wir zurückgekehrt. Laume habe ich wieder zur Ruhe geschickt, um den Schreck erst zu überwinden. Kommt mit zum Herdraum, ich will Euch dort selber das Mahl richten. Es wäre ein schlechter Dank, wenn Ihr hungern müßtet nach dieser Nacht.“

Sie ging voran und er folgte ihr. Drinnen waren die Spuren des Kampfes beseitigt; friedlich brannte das Feuer auf dem Herde.

Vorüber waren alle Zweifel in Klaus Herzen, vergessen die Sehnsucht nach der goldenen Freiheit. Er war hier geblieben — und es war gut so.





## Sechstes Kapitel.



Seit diesem Tage betrat Klaus öfter den Raum, welcher als gemeinsamer Aufenthaltsort diente und in welchem die Burginsassen zu den Mahlzeiten sich versammelten. Er vermied es nicht mehr geflissentlich, Komeda zu begegnen und sie hatte stets ein freundliches Wort für ihn. Auch Herkus Monte sprach ihn öfter als vordem an und manche Stunde saß er am Herdfeuer oder in des Fürsten Gemach diesem gegenüber und sie sprachen von Klaus Heimat und der alten Stadt Magdeburg, oder auch von den preußischen Gauen und ihren Bewohnern. Klaus hatte offene Augen für alles neue und ließ sich gerne von Herkus Monte erklären, was ihm rätselhaft und unverständlich blieb, dieser dagegen fand an dem jungen Ritter Teilnahme und Verständnis für vieles, wofür den meisten seiner Stammesgenossen noch jeder Sinn fehlte. So fügte es sich, daß die beiden Männer, so verschieden im Alter und jeglicher Lebensführung, einander doch anzogen. Die Achtung vor den persönlichen Eigenschaften des andern bahnte den

Weg zu einem Verhältnis, das unter andern Umständen zur Freundschaft geführt hätte.

Lange blieb jedoch der Fürst nicht daheim. Die Zornesfalten, welche in den Tagen nach jener Unglücksnacht auf seiner Stirn drohten, glätteten sich allmählich. Boten von außerhalb kamen; sie brachten gute Nachrichten. Überall waren mit Erfolg Ausfälle gegen die Ordensburgen gemacht. Die Niederlage bei Löbau hatte den Orden schwer geschädigt; der neue Landmeister Ludwig von Baldersheim hatte einen harten Stand. Das Preußenvolk schöpfte neue Hoffnungen, das Joch der verhaßten Zwingherrn endlich doch abzuwerfen.

Da litt es auch Herkus Monte nicht müßig auf seiner Burg. An einem sonnigen Spätsommernorgen sprengte er an der Spitze einer Reiterschar vom Burghofe.

Klaus stand unweit des Thores; als sie vorüberritten, winkte ihm der Fürst mit der Hand. „Wenn Preußen frei wird, seid auch Ihr frei!“ rief er ihm zu. „Vielleicht währt's nicht mehr gar lange.“

Es schnitt Klaus ins Herz. Preußens Freiheit, — das bedeutete die Niederlage, vielleicht die Vernichtung des Ordens. Um den Preis wollte er nicht frei sein. — Und wenn seine Brüder obsiegten, — dann bedeutete es Vernichtung alles dessen, was er täglich hier um sich sah, Untergang eines Volkes, welches er bei all seinen Schwächen doch täglich mehr achten lernte. Denn daß dieser Kampf zu Ende geführt werden würde bis zur gänzlichen Erschöpfung des einen Theils, daß es hier keinen friedlichen Vergleich mehr geben konnte, fühlte Klaus immer deutlicher, je länger er unter den Feinden lebte. So gutmütig die meisten der

Preußen im Umgange waren, erwiesen sie sich doch in ernstern Dingen als rechte Eisenköpfe. Sie würden sich eher die Schädel einrennen, als nachgeben. Vielleicht wären sie früher auf friedlichem Wege für die Segnungen des Christentums, die Vorzüge deutscher Kultur und Sitte zu gewinnen gewesen, ehe dieser fanatische Haß gegen alles, was von den Deutschen und besonders vom Orden her kam, sie ergriffen hätte. Jetzt war es hierfür zu spät; sie wollten das Gute, das man ihnen bringen konnte, nicht mehr aufnehmen. Lag aber nun eine Berechtigung für den Orden darin, dies halsstarrige Volk von der Erde zu tilgen? Es war ein Anderes um den Kampf gegen die Saracenen, welche das Heiligste der Christenheit im Morgenlande bedrohten und die Anhänger des Herrn bedrängten. Hier kämpfte man nicht um geheiligte Stätten. Die Aufgabe des Ordens war es, das Kreuz in diese heidnischen Völker hinein zu tragen. War es sein Recht, die Völker zu vernichten, wenn sie dasselbe zurückwiesen? Hatte man nicht durch eigne Schuld die Lage der Dinge, wie sie jetzt war, herbeigeführt?

Freilich, Klaus mußte sich bei diesen anklagenden Gedanken gleichfalls sagen, daß dem Orden jetzt keine Wahl mehr bleibe. Er kämpfte um sein Bestehen so gut wie das preußische Volk. Jetzt war es zu spät zu warten, bis ein künftiges Geschlecht empfänglicher sein würde für die christliche Lehre. Wollte man nicht verloren geben, was durch Jahrzehnte heißen Kampfes errungen war, so mußte man weiter dem Waffenglück vertrauen. Das Ende konnte immer nur der Untergang des einen der kämpfenden Teile sein.

Einförmiger gingen wieder die Tage dahin, seit der Fürst fort war. Es waren nur wenige weiffensfähige Männer

zurückgeblieben; die meisten Arbeiten wurden von den Frauen oder von halbwüchfigen Knaben verrichtet. Die Zahl der Gefangenen war sehr zusammengeschmolzen, da fast alle schwerer Verwundeten den Folgen jener Nacht erlegen waren; so genügten wenige zuverlässige Männer, um die Burg zu hüten. Der alte Laume hatte der Fürst jedoch eingeschärft, weniger freigebig mit dem Met zu sein und sie befolgte diese Weisung auf das Peinlichste.

Klaus ging trübsinnig einher. Das Abschiedswort Herkus Montes verließ ihn nicht. Wurde draußen um die Entscheidung gefochten? Und wie würde dieselbe ausfallen?

„Ihr geht jetzt so still umher, Ritter,“ redete ihn Nomeda eines Tages an. „Im Anfange fand ich, schautet Ihr mutiger drein. Was bedrückt Euch?“

Sie standen wieder unter der alten Linde im Hofe; die Herbstsonne spielte um ihren Wipfel und vergoldete die gelben Blätter, die einzeln und langsam hernieder fielen.

„Wie sollte ich wohl fröhlich sein, Jungfrau,“ entgegnete Klaus. „Draußen fechten sie den großen Kampf aus und ich muß unthätig hier sitzen. Wüßte ich nur, wie es steht. Ich fürchte oft das Schlimmste.“

„Für wen?“ fragte Nomeda scharf. Ihre Augen blitzten. Klaus nahm es nicht wahr; er schaute über die Umfriedigung des Burghofes ins Weite.

„Wenn nur Euer Vater erst heimkäme!“ fuhe er fort. „Dauernde Ungewißheit ist schlimmer, als schnelle Entscheidung.“

„Wenn er als Sieger heimkommt, giebt er Euch frei.“

„Wenn er als Sieger heimkommt, als Sieger aus dem großen Entscheidungskampfe, dann ist der Orden vernichtet. Was nützt mir dann meine Freiheit?“

„Dann bleibt Ihr hier und werdet einer der Unfern,“  
sagte Komeda schnell.

Klaus sah sie erschreckt an.

„Wie könnte dies geschehen?“

„Ihr habt recht,“ sagte Komeda, langsam ein Blatt zerpflückend, das auf ihre Hand niedergefallen, „wir können nichts Anderes aus uns machen, als die Götter uns an der Wiege bestimmt haben. Wie gerne wäre ich ein Mann! Doch kann das nie geschehen. Ebenso wenig könnt Ihr je einer der Unfern werden. Und doch — vielleicht wäre es besser gewesen, Eure Wiege hätte im Preußenlande gestanden und Ihr hättet nie Rittergewand getragen.“

Sie wandte sich und ging.

Er sah ihr nach.

„Ob es besser wäre?“ murmelte er.

Die Tage gingen hin, einer nach dem andern; Kunde über wichtige Entscheidungskämpfe kam nicht. Gelber und gelber wurden die Blätter der Linde und fielen nieder, daß es in der klaren Herbstsonne funkelte, als streue der Baum Gold aus seinen Zweigen herab. Darüber verarmte er aber mehr und mehr, lichter und immer lichter wurde die Laubkrone bis auch die letzten Blätter, vom Herbststurm herabgefegt, zur Erde sanken.

Da endlich kehrte Herkus Monte wieder heim. Er kam, wie er fortgeritten, ernst, stolz und siegesfreudig. Das Glück war mit allem gewesen, das er unternommen hatte. Doch der große Entscheidungskampf war noch nicht ausgefochten. Preußen war noch nicht frei.

„Ihr müßt über Winter schon noch bei uns bleiben,“  
sagte der Fürst zu Klaus, als er ihn begrüßte. „Ich hoffe,

die Zeit wird Euch nicht gar zu lang werden. Bis der Sommer wiederkommt, müssen wir feiern.“

So richtete man sich denn mit allem auf den Winter ein. Soviel es thunlich, machte man die Räume dicht gegen die von außen eindringende Kälte und holte allerlei Tierfelle hervor, die man als Kleidungsstücke und Decken verwandte. Den meisten gaben diese Pelzröcke, welche mit der Lederseite nach außen getragen wurden, dazu seltsam gestaltete Pelzmützen aus allerlei Fell, ein abenteuerliches und wildes Aussehen. Klaus wehrte sich anfangs dagegen, gleichfalls solche Kleider anzulegen, und lange lagen die Pelzstücke, welche Nomeda ihm durch Laume gesandt, unbenutzt in seiner Zelle, als jedoch der erste Schnee fiel und mit demselben eine empfindliche Kälte eintrat, war er doch gezwungen, dem Beispiel der andern zu folgen. Auch nahm er dankbar das schwere Bärenfell an, welches Laume über sein Lager gebreitet, so sehr dies auch gegen die Regeln des Ordens verstieß.

Noch war wenig Schnee gefallen, doch fror es scharf. Da stand Klaus eines Tages mit einem der ältesten Knechte im Hof beschäftigt, den franken Huf eines Pferdes zu untersuchen. Sie waren so eifrig bei der Sache, daß sie überrascht auffuhren, als plötzlich das Thor geöffnet wurde, und eine Schar Reiter in den Hof sprengte. Der Fürst kam heraus, begrüßte die Fremden und führte sie ins Haus. Etwas Besonderes, Feierliches lag über dem Ganzen; Klaus wurde an Symbekos Werbung um Guze erinnert.

„Wer waren die Reiter?“ fragte Klaus den Knecht, welcher seinen Gaul in den Stall zurückführen wollte.

„Mir schien, es war der Sohn des Glottiners; ich weiß nicht, wie sie ihn nennen. Mag sie nicht leiden, alle die Glottiner, haben stets Streit mit jedermann.“

„Was mögen sie wollen?“ fragte Klaus weiter; er folgte dem Alten in den Stall und half ihm bei seiner Hantierung.

„Weiß nicht. Vielleicht freit er um das Herrenkind.“

Klaus wurde es seltsam zu Mut. „Dann könnt Ihr bald wieder eine Hochzeit feiern,“ sagte er.

„Wer weiß? Es sind schon Viele stolz eingeritten und haben leer abziehen müssen.“ — Der Alte hatte Recht gehabt. Es war der Sohn des Glottiner-Häuptlings und er kam mit großem Geleit, um Nomeda zu werben. Herkus Monte war nicht angenehm überrascht durch sein Kommen. Mit kühler Würde hörte er des Jünglings wohl einstudirte Rede an und als dieser begann, die zahlreichen kostbaren Geschenke auszubreiten, welche er zur Werbung mitgebracht, sagte der Fürst ablenkend, er wolle zuvor die Meinung seiner Tochter hören.

Er ging hinaus, um Nomeda aufzusuchen. „Seit wann ist es Sitte, die Weiber um ihren Willen zu fragen?“ brummte der Freier ärgerlich.

Nomeda hatte durch die Mägde schon die Ankunft der fremden Gäste erfahren und ahnte, was sie hergeführt. Sie saß neben dem Herdfeuer und spann, doch die Spindel lag still neben ihr und schwer ruhte der Kopf in ihrer Hand. Was würde geschehen? Was würde ihr Vater bestimmen? So oft schon hatte er ihr den Willen gethan, wenn sie gebeten: „nur diesen nicht;“ würde er wieder ihrer Bitte Gehör geben?

Die Glottiner waren ein mächtiges Geschlecht, der Vater durfte sie nicht erzürnen, — doch sie waren Nomeda verhaßt, sie waren roh und hart, gute Tage würde sie dort nicht erwarten. Und doch — unvermählt konnte sie nicht bleiben, einmal mußte der Schritt doch gethan werden.

Da kam ihr Vater. Sie sprang auf, als er vor ihr stand und fuhr mit der Hand über ihre Augen, eine Thräne zu verbergen. Er sah es und strich sanft über ihr Haar. Ein Paar Mägde, die neugierig herumstanden, schickte er hinaus, dann sagte er: „Der Glottiner-Häuptling sendet seinen Sohn hierher, mein Kind, daß er Dich als Gattin begehrt. Du kennst die Glottiner, es ist ein reiches, ein vornehmes Geschlecht. Der um Dich wirbt, ist der Älteste, das Stammeshaupt nach dem Vater. Wie denkst Du über die Werbung?“

Nomeda schüttelte leise das Haupt; ihr versagte die Stimme.

„Ich habe schon viele Freier für Dich abgewiesen. Was soll ich stets für Gründe nennen zu Deiner Weigerung? Es ist mir sehr unangenehm, auch diesen fortzuschicken. Du weißt, wie hitzig sein Vater ist und wie leicht er sich erzürnt. Ihn mir zum Feinde zu machen, ist mir wenig wünschenswert.“

Nomeda merkte, daß ihr Schweigen den Vater erzürnte, so sagte sie bittend: „Sage ihm, ich wollte nicht aus Natangen gehen. Ich kanns auch nicht denken, daß ich Abschied nehmen sollte von unsern Wäldern.“

„Ermland ist ebenfalls reich an Waldungen. Der Grund ist thöricht.“

„Natangen ist schöner; so schön wie Natangen ist kein anderer Gau.“

„Kind, sei verständig. Wenn Dir der Mann gefiele, würdest Du wenig nach dem Lande fragen. Sage mir offen meine Tochter, wünschst Du Dir einen Andern zum Herrn? Ist es etwa Belote?“

Nomeda mußte lächeln.

„Belote? Nein Vater, der nie.“

„So ist es ein Anderer?“

„Nein, Niemand. Ich will nur bei Dir bleiben. Und ich muß doch auch bei Dir bleiben. Was willst Du thun, wenn ich fortgehe?“

„Du kannst nicht immer bei mir sein. Ich bin ein alter Mann.“

„Doch jetzt brauchst Du mich noch. Sage den Werbern, ich bliebe bei Dir, bis dieser Krieg zu Ende geführt. So lange noch eine Ordensburg im Lande steht, würde Nomeda keines Mannes Weib. Mag er hingehen und die Lehten brechen, wenn er mich heimführen will.“

Ihr Auge glänzte. Der Gedanke an den Sieg der Ihren hob sie.

„Sage ihm das, mein Vater. Es ist keine Abweisung, nur ein Aufschub.“

Herkus Monte schüttelte den Kopf. Glaubte er nicht so sicher, daß dieser Zeitpunkt kommen werde? Oder hielt er es nur für eine Ausflucht Nomedas?

„Ich mag Dich nicht zwingen,“ sagte er leise und wehmütig. „Du bist das Einzige, das mir geblieben aus einer glücklichen Jugendzeit. Gerne sähe ich Dich einem würdigen Manne vermählt, gerne Enkel um mich, welche unser Geschlecht dereinst fortpflanzen können, doch möchte ich

vor allem Dich glücklich sehen. Hast Du es wohl bedacht und wird Dein Wort Dich nicht gereuen?“

„Nein, Vater,“ sagte sie und schmiegte sich bittend an ihn, „dieses Mannes Weib laß mich nicht werden. Ich kanns nicht.“

Wenig erfreut waren die Gäste von dem Bescheid, welchen der Fürst ihnen brachte. Mißmutig packten sie ihre Geschenke wieder ein und ritten von dannen.

Wenig befriedigt war auch Laume. Als sie die Fremden sobald wieder reiten sah, wußte sie, daß sie abgewiesen waren. Sie ging zu Nomeda, welche noch einsam neben der Herdseite saß, um diese auszukanken.

Doch Nomeda war viel zu sehr in ihr Sinnen vertieft, um auf die abgerissenen Scheltreden der Alten zu achten. Immer energischer klapperte Laume mit den Töpfen und Schüsseln auf dem Herde umher; immer erzürnter klangen ihre Worte. Endlich sah Nomeda auf.

„Was willst Du eigentlich?“ fragte sie, „Du wirst die Töpfe zerbrechen, und Du weißt, wie schwer es ist, im Winter neues Thongerät zu beschaffen.“

Die Ruhe ernüchterte die Alte ein wenig. Sie stellte sich vor Nomeda und hielt ihr in fast weinerlichem Tone vor, wieviel Freier, Söhne der edelsten Geschlechter, sie schon abgewiesen.

„Du kannst doch nicht unvermählt bleiben,“ schloß sie endlich. „Wenn Dein Vater stirbt, bist Du heimatlos; sein Besitz fällt an den Ältesten im Stamme nach ihm. Willst Du zu den Waidelotten gehen und Priesterin werden?“

„Warum nicht? Es würde mir besser gefallen, als die Magd dieses Glottiners zu sein.“

Doch Laume gab sich damit nicht zufrieden. Sie begann ihrerseits ein Verhör anzustellen, doch schärfer als

Nomedas Vater es gethan, um das Herz der Jungfrau zu erforschen. Allein Nomedas blieb unzugänglich. Hatte sie kein Geheimnis oder verstand sie, es so tief zu verschließen? Ungeduldig des vielen Fragens erhob sie sich endlich und sagte:

„Weshalb soll mir ein Mann lieber sein als andere? Ich sehe keinen Grund dafür. Manche schon sah ich, welche ich schätzen lernte, doch keinen, welchem ich meine Freiheit opfern möchte. Solch ein Mann müßte sein wie mein Vater, so stolz, so tapfer, so edel wie er.“

Sie wandte sich dem Ausgange zu; Laume stand und schaute ihr nach.

Da trat Klaus von außen her in den Raum. Er hatte nichts von dem Gespräch gehört, wohl aber hatte auch er aus allen Anzeichen geschlossen, daß keine Hochzeitsfeier bevorstehe. Er war freudig dadurch erregt worden, er wußte selber nicht warum und sein Antlitz strahlte, als er Nomedas vor sich sah.

Er that eine gedankenlose Frage nach ihrem Vater, welche sie ebenso zerstreut beantwortete. Der plötzliche Anblick des jungen Ritters hatte sie verwirrt und sie konnte es nicht hindern, daß ihr das Blut purpurn bis in die Schläfen stieg.

Laume hatte scharfe Augen trotz ihres Alters. Als sie spät am Abend dem Fürsten eine Kanne mit Met als Nachtrunk in sein Gemach setzte, verweilte sie sich länger dabei, als nötig war, bis Herkus Monte auffah und fragte, ob sie ihm etwas zu sagen habe.

„Ja, Herr, eine Bitte,“ sagte sie zaghaft; „schicke den Ritter fort. Es wird Deinem Hause Unheil bringen, wenn er länger hierbleibt.“

Herkus Monte sah sie erstaunt an.

„Seit wann mischt Ihr Euch in Männergeschäfte? Du bist ihm noch Dank schuldig, daß er Dir das Leben gerettet; willst Du ihn deshalb freibitten?“

„Nein, Herr. Glaubt mir, es bringt nichts Gutes, einen Kreuzritter so lange zu beherbergen. Er ist jung und stattlich und fremde Männer ziehen die Augen junger Weiber mehr auf sich, als die einheimischen.“

„Hat sich eine Deiner Mägde in den Ritter vergafft? Sie wird nicht davon sterben. Deshalb lasse ich keinen Gefangenen frei.“

„Es könnte auch eine Andere sein.“

Monte runzelte die Stirn.

„Rede nicht Thorheiten,“ sagte er kurz. Laume schwieg und ging.

„Er ist wie alle Männer,“ brummte sie draußen, „sie sehen das Feuer erst, wenn es zum Dache hinaus brennt.“

Mit Macht fiel der Winter ins Land. Dicht und gleichmäßig rieselten die Schneeflocken Tag für Tag, als wollten sie die ganze Erde begraben. Da kam neues Leben in die Burgbewohner. Der anhaltende Sturm und Regen hatte die Meisten gar verdrießlich gestimmt; schon als der Frost einsetzte, wurden sie fröhlicher. „Es friert. Nun wird's Winter,“ hatte man sich zugerufen in so frohem Tone, als stehe ein großes Fest bevor. Jetzt da es schneite, war es, als lachten die graubärtigsten Gesichter den Schneeflocken freundlich zu. Kleine Schlittensfahrzeuge wurden hervorgesucht und bespannt; man mußte versuchen, ob die Schneebahn schon gut sei und ob der Fluß bereits halte.

Von den ferner gelegenen Gegenden kamen nun die

Edlen des Landes zu Gast und dann widerklang die große Halle von dem fröhlichen Lärm der Zechenden bis in die späte Nacht. Da kamen sie Alle, die Reikz und Anführer der andern Gaue, der stattliche Glappo aus Ermland, der ernstblickende Auctuma aus Pomesanien und aus dem benachbarten Barten der kühne Diwane und Linco, sein tapferer Kampfgenosse. Nicht allein um zu zechen kamen sie wohl, denn lange blieben sie stets mit Monte in verschlossenem Gemach. Man beriet schon für den kommenden Sommer neue Unternehmungen. Klaus mußte sich sagen, wenn er sie so beisammen sah, daß, wenn das Volk so heldenhaft sei, wie seine Führer, des Ordens Tage in Preußen vielleicht gezählt seien. Er gedachte jener Worte, die einst Holdenstete vor Jahren zu ihm gesprochen und er fand sie bestätigt; es waren Gegner, deren kein Ritter sich zu schämen brauchte.

Auch Herkus Monte fuhr mit den Seinen bisweilen hinaus, um dem Einen oder Andern seinen Besuch zu erwidern. Häufiger aber wurden die Rosse geschirrt, um zur Jagd hinaus zu fahren, und manch ein Auerochs Hirsch oder Eber wurde als Beute in den Burghof gebracht. Als sie zum ersten Male zur Jagd rüsteten, trat Herkus Monte zu Klaus in die Zelle, in der Hand zwei Jagdspieße haltend.

„Nehmt die Waffe und kommt mit uns, Ritter,“ sagte er. „Ihr werdet trübsinnig von dem vielen Stillsitzen. Die Jagd giebt neue Lebenskraft. Gegen Elche und Auerochsen können wir wohl Seite an Seite kämpfen.“ — Freudig warf Klaus seine Holzarbeit bei Seite und griff nach dem Spieße. Welche Lust war das, wieder frei hin-

aus zur Jagd zu eilen, eine Waffe in der Hand! Wie der kleine Schlitten dahinflog über die beschneite Erde! So leise ging die Fahrt, kein Rossesritt war zu hören. Und wie schön war der Wald in seiner Winterpracht! Da standen die alten Kottannen, so dick mit Schnee beladen, daß kaum das ernste Grün der Zweige darunter hervorschien. Und wenn ein Reif über Nacht gefallen, dann war es, als schiene die Morgen Sonne in einen Feenpalast. Jeder noch so kleinste Zweig der entlaubten Bäume war weiß überzogen und das glitzerte und leuchtete in der hellen Sonne gegen den klaren Winterhimmel, als seien lauter Diamanten und Edelsteine darüber ausgestreut.

Klaus war noch nie so die Gelegenheit geboten, die wechselnde Schönheit des Waldes im Winter zu beobachten. Sie zog ihn mächtig an, ob die Sonne freundlich darüber schien oder ob der Sturm brausend durch die Bäume fuhr, daß sie ächzten und stöhnten und aller Schmuck von Schnee und Reif zur Erde sank. Ihm schien es, als sei dieser Wald schöner als alle, die er bisher gesehen. Klaus entsann sich auch nicht, in seiner Heimat je solch dichtes Gehölz gefunden zu haben, wie es den preussischen Wäldern eigentümlich. Oft schien es, als könnten weder Mensch noch Tier durch das Dickicht dringen, doch die Preußen wußten stets einen Pfad zu finden.

Im Sommer war der größte Teil der Wälder sumpfig und ungangbar; so wartete alles mit Ungeduld den Eintritt starken Frostes ab, um den Waldtieren den Schaden heim zu zahlen, welchen sie an den Äckern und unter den Herden angerichtet. Fast täglich war Herkus Monte mit seinen Leuten im Walde, Klaus mit ihnen. Es war kein

ungefährliches Vergnügen, diese Jagd auf Auerochsen, Wölfe oder Bären, darum aber gerade hatte sie Reiz für die beiden an Krieg gewöhnten Männer. Die Gefahr war es, welche sie suchten, um sie zu überwinden. Bewundernd und anerkennend sah oft der Eine auf den Andern, wie sicher gezielt der Wurffpieß flog und wie unerschrocken er dem Feinde entgegen ging.

Mit Klaus ging eine Veränderung vor, während er so täglich die frische Waldluft einatmete. Alles was mönchisch war in seinen Anschauungen und Gewohnheiten, fiel allmählich ab von ihm, nur der Kriegsmann blieb übrig von seinem früheren Sein, daneben aber regte sich der gesunde Mensch, auch seinen Anteil zu erhalten an Glück und Freuden der Jugend. Bisweilen sogar ertappte er sich auf dem Gedanken, daß dieser Krieg doch beendet sein möchte und er in Frieden so neben diesem Manne stehen dürfte, sein Freund fürs Leben.

Eines Tages kam auch Symeko herüber und brachte sein junges Weib mit. Guze war frisch und fröhlich, und wenn sie auch nicht mehr so leichtfüßig hüpfte und sprang, sondern gar ehrbar und sitzsam einherschritt, so bligten ihre Augen doch noch ebenso schalkhaft wie früher.

„Du bist recht närrisch, daß Du nicht freien willst,“ sagte sie zu Nomedä; „es ist garnicht so schrecklich, eine Frau zu sein. Symeko ist sehr gut gegen mich.“

„Es sind nicht alle Männer wie Symeko,“ entgegnete Nomedä.

Am Abend standen Beide in der Hausthüre, als die Männer, welche zur Jagd gewesen waren, heimkehrten. Sie brachten einen Bären als Beute heim; Klaus hatte ihm

den Todesstoß gegeben. Freudiger Stolz hob seine Erscheinung.

Guze war überrascht, ihn zu sehen.

„Wie stattlich er aussieht!“ sagte sie zu der Freundin.  
„Schade, daß er keiner der Unsrigen ist: das wäre ein Gatte für Dich!“

Romeda bückte sich, es war nicht recht ersichtlich weshalb und blieb die Antwort schuldig.

So flohen die Tage und sie wurden kürzer und kürzer. Klaus wußte nicht, wie die Zeit ging und welchen Monat man daheim und auf den Ordensburgen wohl schrieb. Hier verstand Niemand die Zeit anders, als nach Tagen und Nächten, nach Sommer und Winter zu berechnen. Klaus hätte gern gewußt, an welchem Tage seine Brüder draußen das Geburtsfest des Heilands feierten. Um es nicht zu versäumen, brachte er Tannenreiser heim, schmückte sein Krucifix damit und hielt allabendlich davor eine Christandacht, bis die Sonne sich merklich höher am Himmel hob und die Tage zunahmen; da wußte er, daß die Zeit der heiligen Weihnacht vorüber sei.

~~~~~



Siebentes Kapitel.

Eines Tages saß Klaus wie so oft, wenn sie nicht zur Jagd hinausfuhren, Herkus Monte in dessen Gemach gegenüber. Sie hatten von allerlei Dingen gesprochen, plötzlich fragte der Fürst: „Sagt einmal ehrlich, Ritter Klaus, findet Ihr nicht, daß wir Preußen ganz friedliche Menschen sind und daß es sich recht gut bei uns leben läßt?“

Klaus war erstaunt ob der Frage; mit bestem Gewissen konnte er zustimmend darauf antworten.

„So sagt mir,“ fuhr der Fürst fort, „warum ließe Ihr deutschen Ordensritter uns nicht in unserm Lande, das uns gehörte seit uralten Zeiten, in Frieden leben? Warum kamt Ihr und trugt Krieg in das Land und unter ein Volk, welches Euch nichts zu Leide gethan hatte? Wir lebten friedlich, jeder Stamm in seinem Gau. Wohl gab es auch einmal eine Fehde unter uns oder mit den Nachbarn an der masovischen und litthauischen Grenze, doch war es Kinderspiel gegen diesen Krieg. Seit Ihr kamt, hat das Blutvergießen kein Ende genommen. Warum kamt Ihr?“

Klaus war diese Wendung des Gesprächs wenig angenehm. Zögernd entgegnete er:

„Konrad von Masovien rief die Ordensbrüder um Hilfe an. Es war des Ordens Pflicht, den Christen beizustehen, welche in Not waren.“

„Hätte doch Perkunos den masovischen Herzog erschlagen, ehe er seine Boten senden konnte! Sein Christentum war schwach genug, ich habe mehr als einen Mann reden gehört, welcher dazumal auf der Herzogsburg zu Masovien gewesen. Und was die Bedrängnis seines Landes betrifft, so weiß ich nicht, wer zuerst einen Einfall über die Grenze des Nachbarn gemacht hat, aber schuldig geblieben sind sie uns nichts, und wenn die Leute aus Sudauen und Galindien hinüberritten und mitnahmen, was sie fanden, so holten sie nur ihr geraubtes Eigenthum wieder zurück. Es war eine schlechte Sache für den Orden, den Masovier zu schützen.“

„Der Orden kam auch, um dem Preußenlande das Evangelium zu bringen. Der Papst selber hatte ihn dazu hergesandt.“

Monte schüttelte das Haupt. „Warum sandte er nicht Lehrer? Was hat ein Kriegsheer mit dem Glauben eines Volkes zu thun?“

Klaus wurde wärmer.

„Es sind genug Apostel in dies Land gezogen,“ rief er: „Ihr habt sie umgebracht. Der heilige Adalbert, der heilige Bruno, sie haben zu Ehren Gottes und der heiligen Jungfrau ihr Leben in Eurem Lande verloren. Ihr Blut schreit zum Himmel um Rache.“

Monte lachte bitter auf.

„Er ist genugsam gerächt. Ströme von Preußenblut haben es vergolten, die der Orden vergossen, seit er Preußens Erde betrat.“

„Der Orden ist dazu gegründet und berufen,“ fuhr Klaus fort, „den christlichen Glauben zu verbreiten. Sein Zweck ist der Kampf zu Ehren der heiligen Jungfrau, sein Ziel die Befehrung oder Vernichtung der Heiden. Daß er nicht immer die rechten Mittel und Wege hierzu erwählt hat, mag sein, seine Mitglieder sind Menschen und dem Irrtum unterworfen.“

Sinnend ging Herkus Monte auf und ab, dann begann er von neuem:

„Ich kann's nicht glauben, daß Ihr nur dazu hierher gekommen. Weshalb wollt Ihr denn das Land beherrschen? Ihr hättet uns ja die Taufe aufzwingen, die Lehrer hier einführen können und dann zurückkehren nach Welschland, woher Ihr kamt, oder weiterziehen, andere Völker ebenso zu befehren. Da sind noch die Litthauer und Samaiten, hinter ihnen die Tartaren. Ihr hättet genugsam Arbeit gehabt. Als wir getauft waren, warum zogt Ihr nicht weiter und befehrtet jene? Warum hautet Ihr die Zwingburgen in unser Land hinein? Ich weiß auch noch, wie es damals war. Es lag Euch gar nicht soviel daran, daß alle sich taufen ließen, wenn sie nur dem Orden dienstbar waren. Uns hat das Land gehört und Ihr wollt es uns nehmen. Was thaten wir Euch?“

Klaus schwieg, und Herkus Monte fuhr nach einer Weile fort:

„Eine stattliche Reihe von Sommern und Wintern sah ich schon vorüber ziehen. Manches sah ich selber hier

im Lande und auswärts, und vieles hörte ich erzählen von Seefahrern und Kaufleuten. Wie ist denn das Christentum in die andern Länder getragen worden? Manch ein Volk weiß ich an den Ufern unseres Meeres, zu welchem unsere Schiffe gefahren sind seit alten Zeiten, welches noch vor wenigen Menschenaltern seinen alten Göttern opferte und heute in christlichen Kirchen betet. Die Skandinavier, die Dänen, die Pommern-Herzöge zu Danzig, wie sind sie denn zu Eurem Gott bekehrt worden? Kein Ordensritter hat ihr Land betreten. Friedlich sind die neuen Glaubensboten zu ihnen gekommen. Auch sie haben manch einen Eurer Priester erschlagen, doch es kamen andere und in Frieden gewannen sie endlich die Herzen des Volkes. Sie haben ihnen nicht ihr Land, nicht ihre Fürsten genommen; die Völker sind geblieben, was sie waren, frei und selbständig, in ihren alten Rechten und Gebräuchen, nur der Glaube ist ein anderer geworden. Ihr aber wollt uns knechten; an Stelle der Reiks, welche jeden Gau regiert haben, soll der Orden herrschen. Um Eure Burgen herum baut Ihr Städte und zieht Leute aus Deutschland her, welchen Ihr unser Land zu eigen gebt. Aus unserm Volk wollt Ihr Bettler, aus seinen Fürsten Eure Diener machen. Und da wir uns dem nicht beugen, da wir nicht Eure Knechte sein wollen, wollt Ihr uns vernichten, um über unsere Leiber hin Besitz von dem Lande zu nehmen. Denn das Land allein ist's, wonach Ihr trachtet."

„Macht Friede mit dem Orden," rief Klaus lebhaft, „beendet diesen unseligen Krieg, nehmt die Taufe an, so wird man sicherlich Euch nicht in Euren Rechten kränken."

Monte schritt mehrmals auf und ab. Das Gespräch

hatte ihn mächtig erregt. Mit seltsam wehmütigem Lächeln blieb er vor Klaus stehen.

„Meint Ihr das? Ihr seid noch sehr unerfahren, junger Mann. Fragt einmal den Schonenberg, oder auch die andern großen Herren; sie denken anders darüber. Der Orden war ja schon Herr im Lande, das Volk wollte sich taufen lassen; fragt sie einmal selber, weshalb das Volk sich wieder erhob und ihnen die Herrschaft entriß.“

Klaus sah betroffen zur Erde; er gedachte dessen, was der Ritter Friedrich von Holdenstete ihm einst darüber gesagt.

„Ja, wenn sie alle dächten wir Ihr,“ fuhr Monte fort, „wenn sie alle so ehrlich und treu wären, es möchte eher möglich sein, einen Vergleich zu schließen. Ich wollte, Ihr wäret einer der unsern.“

„So muß dieser Kampf ausgefochten werden, bis ein Teil vernichtet ist?“ fragte Klaus beklommen. „Ist kein anderer Ausweg möglich?“

„Nein,“ entgegnete Monte hart, „es giebt keinen Vergleich.“

„Und welches wird der unterliegende Teil sein?“

Monte schwieg lange, dann sagte er, halb als spräche er nur zu sich:

„Es hofft ein jeder auf den Sieg der eigenen Sache. Ungleich ist der Kampf. Oft muß ich an ein Märlein denken, das mir einst ein Klosterbruder zu Magdeburg erzählte von einer Schlange, welcher stets zwei neue Köpfe wuchsen, wenn man ihr einen abhieb. Solch eine Schlange ist der Orden. Ein Volk kann man vernichten, wenn man tötet, was darin lebendig ist; sind Männer, Weiber und

Kinder erschlagen, so ist das Volk nicht mehr; nicht so der Orden. Soviele Ritter wir auch erschlagen, sovielen Kriegsheere wir überwinden mögen, stets kommen neue Scharen, größer als die früheren es waren. Neue Ritter, neue Kreuzfahrer sendet der Papst, das deutsche Reich sendet seine Fürsten. So sollen wir, ein kleines Volk, gegen die ganze Welt ankämpfen?“

Klaus sprang erregt auf.

„Und doch, wenn Ihr dies erkennt, wollt Ihr Euch in Eurer Verderben stürzen? Wenn Ihr auch manch einen treulos gefunden habt, der ganze Orden wird ehrlichen Frieden mit Euch machen, sobald Ihr das Volk wieder zu ihm zurückführt. Ihr habt die Taufe angenommen in Eurer Jugend, kehrt zurück zu dem einzigen lebendigen Gott, erkennt, daß Eure Götter nichts als Trugbilder sind, ehe es zu spät ist.“

Abwehrend streckte Herkus Monte die Hand aus.

„Ich bin lange genug auf einer Klosterschule in den Lehren Eurer Religion unterwiesen worden. Es waren ehrwürdige Priester, welche mich unterrichteten. Es war auch einer da, ein Jüngling, wenig älter als ich, welcher schon Mönchsgewand trug; dieser war mir besonders zugezogen und mit Eifer und herzlicher Wärme las er mir aus Euren heiligen Büchern und erklärte mir die Stellen. Es waren große und schöne Worte, die er mir las. Mein Herz war jung und es neigte sich dazu, ihnen zu glauben. Dann aber sah ich, daß die Christen selber nicht nach diesen Worten lebten, alle die Greuel fielen mir ein, die ich daheim erschaut, als die Ritter mit dem Schwert in der Hand kamen, um uns zu diesem Glauben zu zwingen, als sie

Ströme von Blut vergossen, um dem Evangelium der Liebe, wie Ihr es nennt, einen Weg zu ebnen, und es kam ein Haß gegen die neue Lehre und ihre Anhänger in mein Herz. Und als ich heim kam und sah, wie es in der Heimat stand, wie mein Volk, das frei und glücklich gelebt hatte unter den alten Göttern, unterdrückt wurde und elend war, wie es selber helfen mußte, die Zwingburgen zu bauen und wie sich alle alte Sitte und Ordnung, die so lange bestanden, auflöste, da habe ich den neuen Glauben, zu dem sie mich wenden wollten, abgeworfen, bin hingegangen in den heiligen Hain zu den Priestern und habe mich von ihnen weihen lassen zu dem Kampf für Preußens Befreiung. Meinem Volk habe ich mich verschworen; ihm werde ich treu bleiben bis zum letzten Atemzuge. Lieber frei sterben, denn leben als Knecht eines andern.“

Der Fürst hielt inne, auch Klaus schwieg. Er war zu erregt und ihm fehlten die Worte zu einer Erwiderung.

„Ihr schweigt,“ fuhr der Fürst fort. „Würdigt Ihr den Abtrünnigen keiner Entgegnung?“

„Ich bedaure Euch,“ sagte Klaus, „daß Ihr ein Abtrünniger geworden seid, doch steht es mir nicht zu, darüber mit Euch zu rechten. Das eine nur weiß ich, daß ich mein Leben freudig hingeben möchte, könnte ich dadurch einen Ausgleich ermöglichen. Ich bin ein Ordensritter und doch sage ich Euch, es würde mir leid sein um Euch und Euer Volk, wenn Ihr unterliegen müßtet.“

Über Herkus Montes Züge flog ein seltsames Leuchten, jenes sieges sichere Lächeln, welches ihn so eigen verschönte.

„Beklagt uns nicht vorzeitig. Was ich auch sprach von dem Märlein mit der Schlange, wißt Ihr nicht, daß

dasselbe noch unbeendet war? Welch ein böser Wurm es auch war, es kam doch eines Tages der Mann, welcher alle ihre Häupter auf einen Streich abhieb und sein Land von der Plage befreite. Warum sollte es mir nicht beschieden sein, für mein Land diese rettende That zu vollbringen? Glaubst nicht, daß Herkus Monte am Siege verzweifelt, weil er des Feindes Stärke erkennt. Unüberwindlich ist auch der Orden nicht. Wir kennen die Stärke jeder Burgbesetzung, wir wissen, daß keiner der Nachbarn ihm beistehen will oder kann. Seine Hilfe sind nur die Kreuzheere und sie kommen schon seltner als vordem. Das Land ist doch schon wieder unser; sie haben nur noch die Burgen und haben auch von ihnen manch eine verloren. Wer weiß, wie nahe uns der Sieg ist! Und das wissen die großen Götter und Euer Gott, wenn er allwissend ist, wie Ihr es sagt, muß es auch sehen, daß wir nicht kämpfen aus Rauflust, und daß wir den Tag herbei wünschen, da wieder Friede im Lande ist und wir wieder frei und sicher leben können wie zu alter Zeit, ehe Ihr kamt."

Als Klaus am Abende dieses Tages vor dem Kreuz in seiner Kammer kniete, betete er zum ersten Mal zu Gott, daß er diesen Krieg endigen möge, endigen durch einen veröhnenden Ausgleich. Klaus' Beten war, wie sein Denken, ein anderes geworden. Heißer und inbrünstiger vielleicht drang es aus der engen Zelle zum Himmel, als früher, da er noch in Kirchen und Kapellen kniete. Doch flehte er nicht mehr um Vernichtung und Untergang der Heiden wie einst, er betete, daß Gott sie erleuchten und zum rechten Glauben führen möge.

Die langen Winterabende verbrachten die Burginsassen

stets gemeinsam in der großen Halle. Unweit des großen steinernen Herdes standen lange Tische, an welchen die Männer die Mahlzeiten einnahmen. Um dieselben blieben sie auch versammelt, bis sie sich zur Ruhe begaben. Wenn sie nicht zechten, beschäftigten sie sich mit der Anfertigung von Waffen oder Jagdgerät, Klaus fast stets mit dem Schnitzen hölzerner Gerätschaften für den Hausgebrauch. Auf der andern Seite des Herdes hielten sich die Frauen auf. Hier aßen sie, von den Männern getrennt, hier regten sie auch fleißig die Hände, um Flachs oder Wolle zu spinnen, und auf höchst einfache Weise zu Stoffen zu verweben. Dabei war es ihre liebste Unterhaltung, Märchen aus alter Zeit zu erzählen oder Volkslieder zu singen und oft hörten die Männer ihnen zu, besonders Monte selber ergötzte sich gern an dem Gesange.

Eine Meisterin im Erzählen war Laume. Sie wußte es gar eindringlich zu schildern, wie die Götter bei Erschaffung der Erde zuerst das Preußenland gemacht hätten, wie es zuerst vor allen andern Ländern aus dem Wasser emporgestiegen sei und die Götter deshalb auch hier das erste Menschenpaar hineingesetzt hätten.

„Es war damals noch viel schöner, als es heute ist; es war ein Land wie ein Garten,“ setzte sie stets hinzu; dann aber erhob sich ein heftiger Streit, welcher Gau dieses zuerst geschaffene Land sei. Laume und mit ihr die Mehrzahl erklärten, es sei Natangen, doch unter Montes Leuten waren ein Mann aus Sudanen und einer aus dem Barterland, und Beide nahmen den gleichen Vorzug für ihren Heimatsgau in Anspruch. Ein heftiger Streit über die Eigentümlichkeiten der einzelnen Gaue war der Schluß.

Da stimmte Nomedä plötzlich ein Loblied auf Natangen an, voll fielen die andern Frauen ein. Es war der Gesang, welchen sie am häufigsten und liebsten sangen. Fast feierlich klang er durch die Halle:

Lobt mir unsre Heimat,
Lobt Natangerland mir,
Drin nach Götterratschluß
Unfre Wiege stand;
Laßt uns Lieder singen,
Daß wir laut sie preisen.
Schönster Gau in Preußen!
Ist Natangerland!

Wißt Ihr, wo so lieblich
Sich die Auen schlingen,
Bunt von vielen Blumen,
Um der Flüsse Lauf?
In den grünen Wiesen
Mögen gern sie weilen,
Oh nach ihrer Wand'ring
Sie das Meer nimmt auf.

Reiche Felder schmücken,
Schwer von goldnen Ähren,
Wie ein Kranz die Hügel
Und der Wälder Saum;
Dunkel sind die Wälder
Und das ew'ge Feuer
Güten greise Priester
An dem heil'gen Baum.

Und die großen Götter
Von der hohen Wohnung
Halten gern im Lande
Weit hin frohe Schau,
Segnen seine Erde,
Daß sie Frucht uns trage,
Daß wir fröhlich leben
In dem Heimatgau.

Mitunter erklang auch Saitenspiel. Von einem Kriegszuge hatte Herkus Monte eine kleine Laute als Beute seiner Tochter heimgebracht und sie hatte sich geübt, die Weisen ihrer Volkslieder darauf zu spielen. Jetzt holte sie dieselbe öfter hervor, seit sie erfahren, daß Klaus in seiner Heimat der Musik gepflegt hatte, und bat ihn, ihr neue Weisen darauf zu spielen. Er folgte der Aufforderung gerne. Er hatte eine wohlklingende Stimme und hatte, ehe er in den Orden getreten, mit großem Eifer der höfischen Kunst des Gesanges obgelegen. Die Lieder Walters von der Vogelweide waren ihm alle geläufig. Zwar schien es ihm, als klängen sie gar seltsam in dieser so fremden Umgebung und er vermied es auch Minnelieder zu wählen, welche für ihn als Ordensritter unerlaubt waren. Am liebsten sang er Walters Truhlieder gegen den Papst. Außer Herkus Monte und Nomedo verstand zwar Niemand, was er sang, diese Beiden aber folgten seinen Worten stets aufmerksam. Einmal, als er geendet, sagte der Fürst kopfschüttelnd:

„Wie seid Ihr doch wunderbar! Ihr dient dem Papst und nennt ihn das Haupt der Christenheit und doch singt Ihr Lieder gegen ihn. Niemand unter uns würde wagen, den Grime anzugreifen oder gar zu verspotten.“

Seitdem vermied Klaus, diese Lieder zu singen, doch erwies es sich schwierig, Ersatz dafür zu finden, da fast alles sonst den Frauen und der Liebe gewidmet war. Allmählich begann er Dinge, welche ihm erlaubt schienen, selber in Verse zu kleiden und in ihm bekannten Weisen zur Laute zu singen.

So gingen die langen Winterabende schnell dahin. Fast immer trennte man sich in fröhlicher Stimmung, um zur Ruhe zu gehen. Es war, als hätten Alle den Ernst der Zeit vergessen und daß der Winter nur einen Waffenstillstand, aber noch keinen Frieden bedeutete. Die Tage aber wurden länger und länger, die Sonne schien in der Mittagszeit schon wärmer hinab und eines Morgens, als Klaus erwachte, rauschte heftiger Regen hernieder und verkündete, daß der Winter vorüber sei. Es regnete Tage, Wochen lang. Stürme und starke Schneefälle zeigten wohl oft genug, daß der Winter im alten Preußenlande ein gar hartnäckiger Gesell war, der nicht so leichten Kampfes sich vertreiben ließ. Doch als endlich die Sonne wieder schien, war der Schnee fast überall verschwunden, nur an Abhängen, die der Sonne abgewandt waren, sah man noch Überreste der alten Winterherrlichkeit, dagegen stürzten in jeder kleinen Rinne schäumende Wasserbäche hinab, eilig den Weg zur Alle suchend.

Klaus schritt durch den Wald und atmete mit Behagen die kräftig scharfe Frühjahrsluft ein. Er ging längst auch außerhalb des Burgwalls frei umher, wo er wollte. Es schien, als hätten Alle vergessen, daß er ein gefangener Feind sei, oder als wüßten sie, daß ihn ein Band, stärker als eiserne Ketten, festhielt, hier zu bleiben.

So war er auch heute hinaus gegangen, bewaffnet wie zur Jagd, doch ohne die ernstliche Absicht, Wild aufzusuchen. Die Wiederkehr des Lenzes berauschte ihn; ihm war, als hätte er sein Nahen noch nie so freudig empfunden, als hier in dem preussischen Walde. Zu seinen Füßen rieselte es überall hell, von allen Seiten lief das Wasser zusammen zu kleinen Bächen und sprang lustig plätschernd über Steine oder niedergestürztes Holz.

Der Boden war noch fest gefroren und er konnte ungehindert ausschreiten, so ging er träumend dem Wasser nach. Über ihm sangen die Vögel. Häufig blieb er stehen, um ihnen zuzuhören. Da waren die schwarzen Stare; sie pfeifen und schrien geschäftig und flatterten hin und her. Drüben saß ein Buchfink und schmetterte sein Lied fröhlich in die Welt hinein und von weither aus einem Dickicht scholl der Gesang einer Schwarzdrossel in sehnüchlig gezogenen Tönen.

Klaus hemmte seinen Schritt und blieb, an eine Tanne gelehnt, sinnend stehen. Wie war der Wald so verändert in der kurzen Zeit. Wie still war es hier gewesen, als er unter der Schneedecke lag; als hätte er geschlafen und wäre nun wieder erwacht. So war es auch mit Klaus selber ergangen. Sein Herz hatte im Schlummer gelegen, als es der weiße Ordensmantel deckte, erstarrt wie der Wald unter dem Schnee; nun war die Decke fort. Wie der Regen und Sturm dem Walde, so hatten ihm die Ereignisse der letzten Monde die schützende Hülle geraubt und wie in der Natur regte sich auch in ihm das zurückgedrängte Leben.

Er beobachtete die Vögel.

„Sie werben um Liebe und bauen ihr Nest. So thun

auch die Menschen, jene Andern, welche Menschen sein dürfen. Ich bin ein Ordensritter; sie ist eine Heidin. Es ist ein Wahnsinn, daß ich sie liebe. — Und doch ist es Glück. — Ich wollte, wir könnten mit einander fortgehen in ein ander Land, wo Niemand etwas von den deutschen Ordensbrüdern und von diesem Kriege weiß!“ — Er stöhnte laut auf und barg das Gesicht in den Händen. „Wie sie mich verdammen würden, wenn sie es wüßten, die Brüder daheim, die Priester, alle, alle! Die Geißel würde es kosten, viele Bußpsalmen und andere Strafen. Es kann ja auch Niemand verstehen, wie schön sie ist, wie stolz, wie herrlich! Ob sie mich wohl liebt?“

Und er begann im Geiste sich alles zu wiederholen, was sie je mit einander gesprochen hatten. Er erinnerte sich auch wieder ihres Wortes: „Es wäre besser, Eure Wiege hätte auf preussischer Erde gestanden.“ Und er träumte, daß er ein Preuße sei, hier in diesen Wäldern aufgewachsen. Es war Friede und das Evangelium war schon bis hierher gedrungen. Nomedas und ihr Vater waren getauft. Und nun knieten sie vor dem Priester, Klaus und Nomedas, und er sprach sie zusammen und segnete sie ein zum Ehebund für das Leben. Welch ein Leben würde das sein! Er sah Nomedas vor sich, wie sie als Hausfrau schaltete, und unvermerkt versetzte er sie in die Heimat, in seines Vaters Burg, wo sie wirkte wie einst seine Mutter.

Er sah starr vor sich hinauf in die Bäume zu den geschäftigen Vögeln, während Bild auf Bild seinem Geiste vorüberzog. Plötzlich fuhr er zusammen. Er wurde sich der Wirklichkeit bewußt. Mit schwerem Stöhnen sank er am Stamme der Tanne nieder.

Zur selben Zeit durchschritt auch Herkus Monte den Wald. Anders jedoch waren die Betrachtungen, welche der nahende Lenz in ihm erweckte. Prüfend stieß er den Speerschaft von Zeit zu Zeit in die Erde, ob der Frost schon daraus schwinde, prüfend blickte er zum Himmel, ob wohl neuer Regen zu erwarten sei.

„Der Sommer kommt,“ murmelte er, „bald können wir reiten.“

Von nun an begann wieder ein unruhigeres Leben auf der Burg. Herkus Monte sandte Boten ab an die Heerführer der andern Gaue, sowie an Natangens Edle und empfing wieder von jenen Abgesandte; Zeit und Plan zum Angriff auf die Feinde wurde verabredet. Alle waren voll Zuversicht und Siegeshoffnung. Man wußte, daß des Ordens Kraft nach der großen Niederlage bei Löbau sehr erschöpft war. Gelang ein entscheidender Streich, ehe abermals neue Hülfe aus Deutschland heranzog, so konnte man hoffen, den Gegner endlich völlig zu überwinden.

Klaus merkte kaum etwas von der Unruhe und erwartungsvollen Bewegung um ihn; er ging umher wie im Traum. Stundenlang brachte er im Walde zu, aber sehr selten nur kehrte er mit einer Jagdbeute heim. Herkus Monte war zu sehr beschäftigt, er sah ihn selten. Nomedas dagegen traf er täglich im Hause oder im Hof unter der alten Linde, wo sie bei wärmerem Wetter gerne mit ihren Mägden die häuslichen Arbeiten verrichtete.

Eines Tages kam Symeko zum Fürsten. Er hatte eine Botschaft auszurichten, und sehr lange verhandelten die beiden Männer in Herkus Montes Gemach. Es war nichts Erfreuliches; je länger Symeko sprach, desto mehr Falten

zeigten sich auf des Fürsten Stirne. Der alte Glottiner, zu welchem Symeko entsandt war, hatte sich geweigert, zu Herkus Montes Kriegsschar zu stoßen. Er hatte es nicht verziehen, daß die Werbung seines Sohnes abgewiesen war. Sein Einfluß war groß im Ermlande, wie in dem daran grenzenden Teil Natangens und sein Beispiel für Viele maßgebend. So war seine Weigerung für den Fürsten ein empfindlicher Schlag.

„Sein jüngster Sohn ist kürzlich von den Ordensrittern gefangen genommen, nun sagt er, er fürchte für das Leben desselben, wenn er wieder mit den Waffen gegen den Orden ziehe,“ schloß Symeko seinen Bericht.

Wortlos schritt Herkus Monte auf und ab, bemüht, seinen Ingrimms zu meistern; er grollte Komeda, er zürnte sich selber, daß er so schwach gewesen, ihr den Willen zu thun.

„Vielleicht gäbe es ein Mittel, ihn zu versöhnen,“ fuhr Symeko nach einer Weile fort; „wenn Du den Rittern den gefangenen Weißmantel zurücksenden und den jungen Glottiner damit auslösen würdest, wäre der Alte Dir Dank schuldig.“

Doch Herkus Monte verdroß die Weigerung zu sehr; er fühlte sich nicht geneigt zum Entgegenkommen.

„Das sähe ja aus, als könnte ich ohne ihn nicht fertig werden,“ gab er kurz zur Antwort. „Der jüngste Glottiner ist fast noch ein Knabe; für ihn gebe ich den Ritter nicht hin. Hat er nicht selber Gefangene, gegen die er ihn austauschen kann?“

„Sie haben den Winter nicht überlebt.“

„Nun dann mag sein Sohn bei den Rittern bleiben.“

Sie haben den meinen auch als Geißel behalten und haben ihn geblendet.“

„Wäre es aber nicht doch besser, den Ritter fortzuschicken?“ lenkte Symeko ab; „was soll er hier den Sommer über? Es ist Dir eine stete Unruhe, ihn hier zu wissen.“

„Ich sehe keinen Grund dafür. Er ist ehrlich und treu,“ entgegnete der Fürst ärgerlich.

Zielte auch Symeko auf dasselbe hin wie damals Laume?

„Wozu soll ich ihn den Rittern zurückschicken, damit er wieder gegen uns sicht?“

„Die Hilfe der Glottliner bedeutet für uns mehr, als das Schwert eines Ritters drüben mehr oder weniger. Und sie sind nicht abgeneigt auf den Burgen zu dem Tausch; ich habe schon Kundschaft eingezogen.“

„Nein, er bleibt hier,“ entschied der Fürst. „Es wird wohl noch eine Gelegenheit zu einem günstigeren Austausch kommen.“





Achtes Kapitel.

So blieb Klaus. — Die Tage gingen hin; der Frühling zog mehr und mehr ins Land ein. Herkus Monte ritt mit seinen Kriegern hinaus; es galt, draußen wieder ein Heer zu sammeln und mit Glappo, dem Oberhaupt der Ermländer, einen Vorstoß zu vereinbaren. Klaus achtete kaum darauf. Er fragte nicht mehr, ob man draußen kämpfte und welcher Teil siegen würde. Er ging und kam wie im Traum. Auch als man auf der Burg begann Vorbereitungen zum Feldbau zu treffen, als die Ackergeräte hervorgeholt und neu in Stand gesetzt wurden, ging er teilnahmslos daran vorüber. Er war ein Anderer geworden, seit er im Wald den Vogelstimmen lauschte. Ehe aber die Feldarbeit begann, sollte das Frühlingsfest gefeiert werden. Die Bewohner der Burg und der umliegenden Dörfer rüsteten sich, gemeinsam dem Gotte Potrimpos, dem Spender der Fruchtbarkeit, ihre Gebete und Opfer darzubringen. Auch Herkus Monte war dazu zurückgekehrt; einmal noch

wollte er fröhlich mit den Seinen zusammen sein, ehe er wieder das Heer in die Ungewißheit des Kriegsglückes hinausführte.

Auf einem freien Ager unmittelbar vor dem Burghore hatte man sich versammelt, Männer, Weiber und Kinder aus der Burg und den zunächst daran liegenden Dörfern. Nicht überall feierte man das Fest gleichzeitig und so war auch Symeko mit Guze herübergekommen, um teil an der Lustbarkeit zu nehmen. In einem großen Kreise waren die Männer um den Priester versammelt, weiter ab standen die Frauen und Mädchen. Einen Krug mit Met in der erhobenen Rechten haltend, sprach der Waidelotte ein Gebet zum Lobe des großen Gottes Potrimpos, der Glück im Kriege, Segen und Fruchtbarkeit im Frieden spendete, der die Saaten beschützte und die Herden gedeihen ließ, den Regen gab und die Fluten der Gewässer zügelte.

Andächtig lauschten die Versammelten; Ehrfurcht gebietend stand die Gestalt des greisen Priesters da, mit bededten Worten pries er die Größe des Gottes, welchem er diente und flehte ihn an um Segen für die Saat, welche man demnächst in die Erde senken würde, und um Waffenglück für die Krieger, welche bereit waren, von Neuem in den Streit zu ziehen. Als sein Gebet beendet, erfaßte er die Schale mit den Zähnen und leerte sie, ohne das Gefäß mit der Hand zu berühren. Hierauf warf er sie ebenso rückwärts über den Kopf in den Kreis der Umstehenden. Einer derselben fing sie auf, man füllte sie von Neuem und reichte sie wieder dem Waidelotten.

Ganz von ferne stand Klaus und folgte aufmerksam

dem Verlauf der Feier. Das ganz außergewöhnliche des Treibens um ihn her hatte ihn aus seiner Teilnahmlosigkeit gerissen. Er hörte auch auf die Worte des Priesters, wie er jetzt zu Perkunos, dem Donnerer, flehte um Sonnenschein und um Fernhaltung alles Schadens, welchen Pifollos, der Todesgott, und andere feindliche Mächte senden könnten. Als er geendet, flog abermals die zuvor geleerte Schale über den Kopf des Priesters und zum dritten Male gefüllt wanderte sie zu ihm zurück. Noch ein kurzes Gebet an die niederen Gottheiten, welche man für segenspendend hielt, zum dritten Mal wurde die Mettschale von dem Priester geleert, und die eigentliche Feier war beendet.

Kopfschüttelnd sah Klaus, wie die ziemlich große Schale nun im Kreise die Runde machte, auf einen Zug geleert und von dem Einen dem Andern mit dem Munde zugeworfen wurde, ohne daß man sie mit der Hand berührte.

Auch in seiner Heimat saß man gerne beim vollen Becher, doch ein Zechen, wie er es hier so häufig sah, war ihm fremd. „Seltsames Volk,“ murmelte er; „immer ist ihm das Trinken die Hauptsache. Ohne Met keine Feier.“ Und er gedachte, daß sie vielleicht zur selben Zeit daheim das Gedächtnis der Kreuzigung des Herrn und das Auferstehungsfest feierten. Er verließ den Festplatz und wandte sich der Burg zu; in seiner Zelle warf er sich vor dem Kreuze nieder und suchte sich im Gebet von der Einwirkung all des heidnischen Treibens um ihn her zu reinigen. Er rang mit Gott, daß er ihm helfen möge aus der furchtbaren Versuchung, seinem Ordensgelübde untreu zu werden, daß er ihm die Freiheit wieder geben möge, um draußen im Kampfgewühl seiner erregten Sinne Meister zu werden,

oder daß er ihm den Tod als Erlöser aus aller Seelenpein sende. Er fühlte sich ohnmächtig, in diesem dumpfen Einerlei der Tage, zu welchem ihn die Gefangenschaft verurteilte, auf die Dauer den sündhaften Wünschen seines Herzens zu widerstehen.

Lange hatte Klaus so in seiner Zelle gekniet; der Abend brach herein, als es ihn doch nicht länger drinnen duldete. Trotz alles Betens blieb sein Herz voll Unruhe.

Er schritt wieder hinaus über die Zugbrücke ins Freie. Von dem Schatten einer Tanne verdeckt, ließ er sich ins Moos sinken und starrte hinüber zu der Gruppe freudiger Menschen. Man hatte große Feuer angezündet, da es kühl und dunkel wurde. Bisher hatte die Jugend auf dem kaum noch grünen Rasen getanzt, jetzt sammelten sich auch die jüngern Männer um die Metzfässer. Laut hörte man sie hier die Kriegsthaten vergangener Sommer erzählen und mit künftigen Heldenthaten prahlen; ein kriegerischer Geist war in Alle gefahren, die im Winter noch so ruhig an der Herdseite gesessen hatten.

Klaus seufzte. Wann würde er je wieder hinausziehen dürfen, das Schwert an der Seite?

Die Mädchen und Frauen vergnügten sich in anderer Weise. Zu zweien oder mehreren zusammen gefaßt, umschritten sie den weiten Ager, bald lustige, bald schwermütige Lieder singend.

Ton für Ton trug die weiche Abendluft zu Klaus hinüber; mit seltsamen Tönen umspannen sie des jungen Ritters Denken. Er verfiel hoffnungslosem Brüten.

Auch Nomedas war unter den Singenden.

Mit Guze schritt sie langsam den Andern nach, absichtlich mitunter zögernd, so daß sie eine kleine Strecke zurückblieben. Als sie an der Tanne vorüber kamen, blieb sie stehen; sie hatte Klaus im Schatten derselben entdeckt. „Seid Ihr hier, Ritter von Eckstein?“ redete sie ihn an. Klaus fuhr erschreckt empor; er hatte die Nahenden nicht bemerkt. Guze lachte.

„Ihr seid ja entsetzt, als stünde ein Geist vor Euch, Ritter,“ rief sie übermütig. „Überhaupt finde ich Euch verändert, als wäret Ihr's nicht mehr. Man kann sich fast vor Euch entsetzen. Sicher habt Ihr im Walde unter einem Hollunderbusch geschlafen.“

„Wie sollte mich ein Hollunderbusch verändern können?“ fragte Klaus müde.

„Der Hollunderbusch nicht,“ lachte Guze, „aber Puskaitis, der Gott des Waldes. Er haßt es, wenn Fremdlinge in sein Reich dringen. Er wohnt in den Hollunderbüschen und die Waldgeisterchen, die kleinen Barstucken, strafen Jeden, der unwissentlich darunter schläft oder dem Baum einen Schaden thut. Ihr seid soviel im Walde, hörte ich; sicher haben sie Euch verzaubert.“

„Kann sein,“ entgegnete Klaus dumpf; „Zauberei ist es alles, heidnischer Spuk, der mir den Verstand nimmt, es ist gleichviel, von wem er kommt.“

Romeda wollte ablenken.

„Ihr solltet hier nicht so einsam sitzen. Kommt zu den Andern. Mein Vater ist auch drüben und Symeko.“

„Ich trinke keinen Met; was soll ich dort? Etwas hören, wie sie im Rausch die Ordensburgen unter sich verteilen?“

Nomeda wandte sich verletzt ab. Er sah es und sagte weicher:

„Ihr meint es gut mit mir, Jungfrau, aber Ihr wißt nicht, wie einem Gefangenen zu Mute ist.“

„So nehmt meine Laute und singt auch, wie wir. Es wird Euch die trüben Gedanken zerstreuen.“

Sie reichte ihm die Laute hin, welche sie in der Hand trug. In Gedanken verloren, ließ er die Finger darüber hingleiten. Von drüben klang eine traurige Weise herüber, mechanisch griff er dieselbe Tonfolge. Dann lehnte er sich an den Stamm und blickte in das Gewirr der Äste über ihm. Der Melodie angepaßt, welche herüberklang, kamen zuerst mit leiser Stimme, dann in steigender Erregung die Worte von seinen Lippen:

Kam ein junger Ritter
Durch den Wald geritten;
Durch den wilden Wald er
Einsam ritt.
Sah da eine Rose,
Eine wilde Rose,
Plötzlich in des Waldes
Dunkler Mitt'.

Blühet hier so einsam,
Blüht so ganz verborgen,
Kaum die Sonnenstrahlen
Dringen ein;
Wenn der Abend sinket
Und der Tag vergehet,
Wird die Rose welken
Ganz allein.

Nur der Wind wird kommen,
Daß er sie entblättere,
Wenn er durch die Bäume
Brausend zieht.
Sag', Du wilde Rose,
Stolze, schöne Rose,
Sag', für wen denn bist Du
Hier erblüht?

Es war totenstill, als er geendet. Dann sagte
Nomeda kalt:

„Eurem Liede fehlt der Schluß. Gebt mir die Laute.“
Unsicher griff sie einige Töne, dann sang sie:

Ziehe Deine Straße,
Fremder junger Ritter;
Laß die Rose blühen,
Welken bald.
Stechen wird der Dornbusch,
Wenn Du sie willst brechen;
Sterben will die Rose
Hier im Wald.

Ihre Stimme klang hart; mit schrilltönendem Griff
schloß sie und warf die Laute zur Erde. Hastig wandte
sie sich ab und eilte der Burg zu.

Einsam saß die alte Laute drinnen am Herdfeuer;
es war ihr zu kalt geworden in der Abendluft, Tanz und
Gesang fesselten sie nicht mehr wie die Jungen. Sie er-
schrak, als plötzlich die Thüre ungestüm aufgerissen wurde.
Nomeda stürzte herein und sank laut aufschluchzend vor ihr
in die Kniee, das Haupt in den Schoß der treuen Pflegerin
bergend. —

Draußen standen sich Klaus und Guze wortlos gegenüber. Am Boden zwischen ihnen lag die Laute. Guze bückte sich endlich danach und sagte leise: „Sie ist verdorben; die Saiten sind zerrissen.“

Klaus lachte hart auf.

„Es zerreißt ja so vieles im Menschenherzen, warum nicht auch solch eine armselige Saite.“

Langsam wandte sich Guze und folgte der Freundin. Schwer ließ Klaus sich wieder ins Moos sinken und starrte brütend vor sich hin. Aus dem Schatten eines Baumes aber nicht weit von ihm löste sich die Gestalt eines Mannes; Herkus Monte schritt quer über den Platz dem Feuer zu.

Er suchte hier Symeko und fand ihn bald; auf seinen Wink folgte er ihm etwas abseits von den Zehenden.

„Ich habe mir die Sache mit dem Glottiner nochmals reiflich bedacht,“ sagte hier der Fürst; „ich brauche seinen Rat und seine Hilfe. Reite morgen und verhandle mit dem Orden wegen Austausch seines Sohnes gegen den Ritter von Eckstein. Und damit Dein junges Weib nicht so allein ist, wenn Du fort bist, kann Nomeda sie auf einige Zeit begleiten. Ich denke, es wird Guze lieb sein, die alte Gespielin bei sich zu haben.“

Einiges Näheres besprachen die beiden Männer noch über Art und Weise der Verhandlungen, dann gesellten sie sich wieder zu den Versammelten. Spät am Abend, als der Met geleert und die Feuer halb verlöscht waren, und auch die letzten den Heimweg antraten, schritt Monte wieder über den Anger der Stelle zu, an welcher Klaus gesessen. Er fand ihn dort, stumm vor sich hin starrend.

„Steht auf, Ritter, und geht heim,“ redete er ihn an.
„Die Nacht ist eingebrochen, der Platz wird leer.“

Klaus rührte sich nicht. Der Fürst faßte seinen Arm und rüttelte ihn.

„Schlafft Ihr? Was thut Ihr hier? Geht heim.“ Nun erhob Klaus sich langsam, wie ein Schlafrunkener und sagte rauh:

„Heimgehen? Wohin? In Eure Burg? Zurück zu dem Orden? Wo ist noch ein Heim für mich? Ich hätte längst daheim sein können droben, wohin wir Alle pilgern, wenn Ihr mit mir verfahren, wie die Andern mit ihren Gefangenen. Warum habt Ihr mich nicht morden lassen, hängen, verbrennen, vierteilen meinerwegen, nur töten, damit diese Qual ein Ende hat? Warum habt Ihr mich verschont? Tot sein, nichts mehr denken, nichts mehr fühlen, welch eine Seligkeit!“

„Ihr seid krank und redet verwirrt; nicht Jeder trägt die Nachtluft hier im Walde,“ entgegnete Herkus Monte ungeduldig. „Oder soll ich glauben, daß der Mann, der mit mir gegen die Tiere unsres Waldes kämpfte wie ein Held, jetzt wie ein Feigling den Tod ersehnt, weil ihm das Leben verweigert, was er verlangt. Geht jetzt in Eure Zelle. Im Sonnenschein werden Eure Gedanken weniger schwarz sein.“

Er wandte sich und langsam schritt Klaus der Burg zu und suchte sein kleines Gelaß und seine Lagerstätte auf.

Schweigend hatte sich Romeda dem Wunsche ihres Vaters, Guze zu begleiten, gefügt. Es war ihr lieb, so einer Begegnung mit dem Ritter auszuweichen. Als Klaus

spät am andern Tage erwachte, hatte sie bereits mit den Freunden die Burg verlassen.

Hätte Guze eine erheiternde Gesellschaft von ihr erwartet, so wäre sie freilich arg enttäuscht worden. Nach dem ersten Ausbruch heftiger Leidenschaftlichkeit an jenem Abende war sie stiller und unzugänglicher denn je. Guzes Fragen wies sie schroff zurück, dennoch fühlte dieselbe, daß ihr ganzes Denken sich auf Klaus richtete. Durch Symeko, welcher nichts ahnend davon gesprochen, hatte sie erfahren, welchen Auftrag dieser von ihrem Vater erhalten hatte. Sie erkannte richtig den Zusammenhang. Ihr Vater hatte die Vorgänge jenes Abends beobachtet, darum ihre Entfernung, darum der Versuch, den Ritter durch Tausch frei zu geben. Vielleicht wollte er ihn fortsenden, ehe sie zurückgekehrt war; sie sollte ihn nicht wieder sehen.

Sie wußte, daß die Trennung kommen mußte, daß sie nicht länger neben einander leben konnten wie bisher. Sie liebte ihn; sie wußte auch, daß er sie liebte, und wußte, daß sie doch nie einander angehören durften, daß diese Liebe erstickt werden mußte, wenn sie nicht daran untergehen sollten. Nur eins schien ihr unerträglich, daß er fortgehen könnte, ohne daß sie ihn noch einmal gesehen und ihm ein freundliches Wort gesagt hatte. Sie wiederholte sich ihr letztes Gespräch am Festabende; Wort für Wort war sein Lied in ihrem Gedächtnis haften geblieben. Warum hatte sie ihm so schroff darauf erwidert? Er hatte es nicht einmal deutlich ausgesprochen, daß er sie liebte; er wußte wie sie, welche Kluft sie schied. Warum denn war sie so plötzlich erzürnt gewesen? Sie war sich selber nicht klar bewußt, daß ihr sein Lied erst die Augen geöffnet, daß sie

wie schlafwandelnd dahin gegangen, nicht achtend der Gefahr, vor welcher sie stand, bis an jenem Abende wie ein Blitz die Erkenntnis sie durchzuckt hatte, daß sie diesen Mann, den Feind ihres Volkes, ihres Vaters Gefangenen, liebe.

Symeko war, wie ihn Herkus Monte angewiesen, am andern Tage mit einiger Begleitung aufgebrochen, um mit den Ordensrittern über den Austausch der Gefangenen zu unterhandeln.

Nomeda erschien es eine Ewigkeit, bis er zurückkehrte. Von Tag zu Tag wurde sie unruhiger. Guze, welche vergebens sie zu trösten bemüht war, riet ihr endlich, selber zurückzukehren, sobald Symeko Botschaft gebracht habe.

„Du mußt dem Ritter noch ein freundliches Wort sagen, ehe er fort geht,“ meinte sie gutmütig; „Du hast ihn gekränkt mit Deiner harten Erwiderung.“

Symeko war es sehr erwünscht, als er heim kam, daß Nomeda sich erbot, ihrem Vater das sehr zufriedenstellende Ergebnis des Rittes selber zu berichten. So hatte er einen sicheren Boten und er konnte die kurze Zeit bis zum abermaligen Ausritt benutzen, um in seinem Besitz nach dem Rechten zu sehen. Nomeda aber fuhr mit leichterem Herzen an einem sonnigen Morgen wieder der Heimat zu. Symeko hatte ihr seinen bewährtesten Knecht als Lenker des kleinen Fahrzeugs mitgegeben. Der Alte verstand es, die Pferde gut anzutreiben, dennoch hatte die Sonne die Mittagshöhe bereits beträchtlich überschritten, als sie den Wald erreichten, welcher ihre väterliche Burg einschloß. Nomeda wurde ungeduldig. Sie wußte, ein gerader, fast immer trockener Fußsteig führte von hier quer durch den Wald zur Burg

hin, während die Fahrstraße einen großen Bogen machte und zudem in der frühen Jahreszeit beinahe grundlos war. Sie ließ den Knecht anhalten und sprang vom Wagen.

„Es wird Eurem Herrn lieber sein, wenn Ihr zeitig daheim seid. Kehrt nur um und fahrt zurück. Die Fahrstraße von hier ab ist sehr tief, ich komme schneller zur Burg, wenn ich quer durch das Holz gehe. Grüßt Eure Herrin.“ Und leichtfüßig schritt sie in den Wald hinein, ehe noch der Alte Zeit fand zu einer Gegenrede.

Sie hatte den Weg gewählt, in der unbestimmten Hoffnung, Klaus hier zu finden. Sie brachte die Botschaft, daß er frei sein sollte; der Orden hatte in den Tausch gewilligt; in wenigen Tagen würde er zu den Seinen zurückgesandt werden. Gerne hätte sie selber ihm mitgeteilt, daß er frei sein werde. Mit eiligen Schritten strebte sie vorwärts. Fast zur Hälfte schon hatte sie den Weg zurückgelegt, als sie stutzte; in der Ferne vor ihr, regungslos an einem Baumstamm lehrend, stand eine Gestalt. Sie wußte, es war Klaus, ehe es ihr noch möglich war, ihn zu erkennen. Der Ritter hatte sie gleichfalls bemerkt. Mit unsicheren Schritten, bald hastig vorwärts eilend, bald unschlüssig zögernd, ging er Komeda entgegen.

Als sie einander erreicht, standen sie sich während Augenblicken wortlos gegenüber. Keines von Beiden fand den rechten Ausdruck für das, was sie bewegte. Endlich sagte Klaus leise:

„Zürnt Ihr mir noch, Jungfrau? Es lag mir ferne, Euch zu kränken.“ Sie schüttelte den Kopf.

„Ich zürne Euch nicht, Ritter von Eckstein. Ich hoffte Euch hier zu treffen. Ich wollte Euch bitten,“ sie sprach

stößend, es war, als schnüre ihr etwas die Kehle zu, „es könnte doch sein, daß unsere Wege bald auseinander gehen, daß wir uns nicht wieder sehen im Leben, — deshalb wollte ich Euch bitten, — daß auch Ihr mir verzeiht, was ich in der Erregung sprach, — und daß Ihr stets freundlich meiner gedenkt. Wir wollen als Freunde von einander scheiden.“

Sie streckte ihm beide Hände entgegen. Er ergriff sie und machte eine Bewegung, als wollte er die Jungfrau an sich reißen; sie wehrte ihm mit ruhiger Bestimmtheit. So sank er denn vor ihr nieder und barg sein Gesicht in ihren Händen.

Ein Zittern flog durch seinen ganzen Körper. Und heiß, leidenschaftlich kamen die Worte über seine Lippen; all das so lange Zurückgedrängte brach sich plötzlich gewaltsam Bahn.

„Oh, Nomedä, Jungfrau, wie martert Ihr mich! Scheiden, sagt Ihr? Ich weiß ja, es muß kommen. Ob Ihr geht, ob ich gehen soll? Es ist im Grunde dasselbe. Ich soll Euch nicht mehr sehen, nie, nie mehr. Oh, wenn Ihr wüßtet, was ich gelitten! Wie ich auf den Knien im Gebet gerungen habe! Ich wollte es unterdrücken, das Feuer ersticken, das mein ganzes Sein zu verzehren drohte. Aber es war umsonst. Das Feuer war zu mächtig. Ihr seid so gleichmäßig, so ruhig, Jungfrau. Wißt Ihr, was die Liebe ist? Wißt Ihr, daß sie aus einem Mann einen Thoren machen kann, schlimmer als das, einen Wortbrüchigen, einen Meineidigen. Hört es einmal, Nomedä, hört es und habt Mitleid mit mir, mit dem armen Narren, dessen Sinn Ihr bethört habt. Ich liebe Euch, liebe Euch bis zur Raserei. Ich möchte die Sterne vom Himmel holen und sie Euch zu

Füßen legen, die Welt möchte ich erstürmen, um Euch zu besitzen. Was ist die zahme, sanfte Minne, von der sie daheim sangen? Wie ein Kindertand kommt es mir vor, wenn ich daran gedenke.

Wäre ich Eures Vaters geringster Knecht, ich würde Euch zu erwerben streben, und koste es mein Leben. — Doch ich bin ein Ordensbruder, durch Gelübde gebunden. — Kein Weib darf ich in Gedanken hegen — ich weiß es. Was ich hier zu Euch spreche, ist Sünde. Daß ich vor Euch im Staube liege, ist Sünde! Meine Liebe, mein ganzes Denken ist Sünde!“

Er sprang auf und stand vor ihr, seine Augen glänzten unheimlich. Nomeda wich einen Schritt zurück.

„Oh, habt keine Furcht, Jungfrau,“ sagte er bitter, „ich will Euch nicht beleidigen. Unnahbar und kalt, das waret Ihr vom ersten Tage. Euch bin ich heute noch der Feind, Eures Vaters Gefangener. Daß Ihr mir einmal Gastfreundschaft bewieset, daß Ihr mitunter freundlich zu mir spracht, es war nicht Eures Herzens Regung, es war Eurer Götter Gebot. Ihr seid größer darin als ich. Ihr thatet stets den Willen Eurer Götter; ich habe meines Gottes Gebot vergessen um Euretwillen. Mein Gelübde habe ich gebrochen; mein Herz ist voll Zwiespalt. Wenn ich jetzt zurückkäme zum Orden, ich würde doch Euer Bild nicht vergessen können. Ich werde denken müssen, daß Ihr einem Andern gefolgt seid, daß Ihr eines Mannes Weib geworden, — vielleicht jenes Glottiners, vielleicht eines Andern, — und es wird mich zur Raserei bringen. Auf den kalten Steinen werde ich liegen und mich kasteien und doch werde ich keinen Frieden finden.“ —

Wie erstarrt hatte Nomeda bisher gestanden. Sie wußte es ja, daß er sie liebte und doch, diesen Ausbruch hatte sie nicht erwartet. Jetzt endlich regte sie sich. Wie beschwörend hob sie die Hände gegen ihn und sagte bestimmt:

„Das glaubt nicht, Ritter. Nie werde ich eines andern Mannes Weib, da ich das Eure doch nicht werden kann. Es mag Euch vielleicht Ruhe und Frieden geben, wenn Ihr fern seid, daß Ihr wißt, Nomeda gedenkt Eurer, wie Ihr meiner gedenkt. Ich bin nicht so fühllos, wie Ihr meint. Es ist wahr, ich kannte die Liebe nicht, — nie fand ich Wohlgefallen an einem Manne, — ehe Ihr kamt.“

„Nomeda! Ihr liebt mich?“

„Ich liebe Euch, Ritter. Seit Ihr damals im Walde mein Gast waret, mußte ich fort und fort Eurer gedenken. Ich hielt es für einen Zauber, da ich Euch das Andenken gegeben. Als Ihr meines Vaters Gefangener wurdet, erhielt ich den Bernstein zurück, aber der Zauber wollte nicht weichen. Ich wußte es selber nicht, daß ich Euch liebte.“

Ihre Worte, so einfach und fest gesprochen, wirkten beruhigend auf Klaus. Die leidenschaftliche Erregung wich einer tiefen Trauer.

„Ihr liebt mich,“ sagte er schmerzlich, „und gleichzeitig sagt Ihr mir: wir müssen scheiden. Das also soll fortan Euer wie mein Los sein, zu wissen, daß wir hätten glücklich sein können, wenn ich nicht den weißen Mantel trüge. Wäre dies nicht, ich hätte Euch zum Glauben an den gekreuzigten Heiland bekehren können. Mit der Macht meiner Liebe hätte ich Euch fortgezogen von den Bildern Eurer falschen Götzen. Ihr wäret getauft. Und wenn der Friede wieder in das Land gekehrt, wäret Ihr mein Weib geworden.“

„Nein Ritter Klaus, glaubt das nicht; malt Euch nicht lockende Bilder, Euch selbst zur Qual. Nicht nur der weiße Ordensmantel steht zwischen uns. Ob ich, gezwungen, die Taufe annehmen müßte, wie einst mein Vater, stets bliebe ich im Herzen den alten Göttern und meinem Volke treu. Ich bin eine Preußin, Ihr seid ein Deutscher. Nie könnte ich Euer Weib werden, obgleich ich Euch liebe. Könnt Ihr all das vergossene Blut, das verwüstete Land wieder herstellen? Könnt Ihr ungeschehen machen, was die Deutschen meinem Volke angethan haben in all den langen Kriegzeiten? Meinem Volke gehöre ich an, sein Glück und sein Unglück will ich teilen. Sollte es bestimmt sein, daß es zu Grunde geht, so will ich mit ihm sterben. So lange mein Vater meiner bedarf, werde ich bei ihm bleiben. Ich diene meinem Volk wohl am besten so. Greift ihn der Tod, so gehe ich zu den Waidelotten und werde Priesterin. Wenn dann einst die alten Göttereichen stürzen durch Eure Kräfte, so mögen sie mich unter sich begraben.“

Voll unbeschreiblicher Hoheit stand sie vor ihm, ihr Auge glänzte voll Begeisterung. Klaus wagte nicht, sie zu berühren. Er war etwas zurückgetreten und lehnte schwer gegen einen Baumstamm. Die alte Hoffnungslosigkeit war über ihn gekommen.

„So hat Euer Volk die erste Stelle in Eurem Herzen, Eure erste Liebe gehört ihm. Für Euer Volk wollt Ihr leben oder sterben mit demselben. — Es ist ein großer Gedanke. — Doch ich? Sagt mir, wofür soll ich leben hinfort? Ich bin ein Gefangener; wer weiß, ob ich je frei werde? Das glühendste Gefühl meines Herzens, die Liebe zu Euch, wie soll ich sie in dieser Thatenlosigkeit ersticken?“

„Ihr werdet frei sein. Mein Vater hat sich erboten, Euch gegen einen der unsern einzutauschen. Ich komme, um ihm die Nachricht zu bringen, daß man Euch auf Burg Brandenburg erwartet. Wenn die Sonne wieder sinket, seid Ihr vielleicht schon bei den Euren.“

Klaus starrte sie an, als fehle ihm das Verständniß.

„Euer Vater will mich freigegeben? — Jetzt? Er sagte einst, wenn Friede sei. — Ist der Orden besiegt? Ist der Krieg beendigt?“

Romeda schüttelte den Kopf.

„Der Krieg ist nicht beendigt. Und Eure Ordensburgen stehen noch im Lande. Mein Vater hat sich seither anders entschlossen.“

„Batet Ihr mich frei, Romeda? Wolltet Ihr so eilig mich von Euch entfernen?“

„Nein, Ritter Klaus. Euer Gehen fällt mir schwerer, als Euch. Ihr werdet bald, wenn Ihr zu den Euren zurückgekehrt seid, wenn Ihr in Kampf und Streit hinauszieht, vergessen, was hinter Euch liegt. Ich werde täglich Eurer gedenken, wenn ich Euren Platz am Herdfeuer leer sehe. Wir Frauen müssen stiller tragen, was uns die Götter schicken. Unmäßiger seid Ihr Männer im Schmerz wie in der Freude und doch könnt Ihr leichter überwinden und vergessen als wir. Sagt nicht mehr: wofür soll ich leben? Wenn Ihr zurückkehrt zum Orden, wird Euer Sinn sich wieder zu ihm wenden. Ihr werdet in den Kampf ziehen wie vordem und Ihr werdet als Held daraus zurückkehren. Einmal sehen möchte ich Euch, wenn Ihr in Eurer Rüstung mit dem wehenden Mantel gegen Euren Feind ansprengt!“

„Nomedä, welch' ein Weib seid Ihr!“

„So seid meiner würdig. Ziehet hin und seid ein Held, wie ich Euch in meinen Träumen sehen werde. Es kann sein, daß wir uns nicht mehr allein sehen, ehe Ihr reitet, darum laßt dies unser Abschied sein. Gedenkt meiner, doch nicht in Groll oder Schmerz! Ich werde Eurer denken bis zu meinem Tode.“

Als wäre sie schon eine Geweihte der Götter, so stand sie da; Hoheit und Begeisterung sprach aus ihrem Auge und unter ihren Worten zogen neue Lebenshoffnung und Jugendfrische wieder in Klaus' Herz ein.

„Ihr seid ein großes Weib, Nomedä,“ sprach er bewegt. „Ihr gebt mir Vertrauen und Mut zu neuem Leben. Ich will Eurer würdig sein und als ein Mann tragen, was Gott mir auferlegt hat. Nur eines bitte ich noch, gebt mir wieder das Andenken, das Ihr mir einst schenktet. Es soll mich stets an diese Stunde mahnen und mich stärken, wenn mich die Kraft verlassen sollte.“

Sie löste die Schnur vom Halse, wo sie dieselbe getragen, seit der Vater sie ihr zurückgab und legte sie über des Ritters Haupt. Dann noch ein Händedruck, ein zitterndes „Lebt wohl“ und mit schnellem Schritt eilte sie den schmalen Pfad entlang, tiefer in den Wald hinein, der Burg zu.

Als Klaus endlich gleichfalls den Rückweg antrat, war die Sonne dem Sinken nahe. Im Burghof traf er auf Herkus Monte, welcher ihm bestätigte, was Nomedä ihm mitgeteilt hatte. Er sollte frei sein. In der Frühe des nächsten Morgens schon sollte er, begleitet von einigen der sichersten Krieger, die Burg verlassen.

Lange mied ihn in dieser Nacht der Schlaf. Er sollte

frei sein! Lockende Bilder stiegen vor ihm auf, er sah sich wieder mitten im Kampf, umringt von den Feinden. Daneben aber sprach eine Stimme: Du sollst sie nie wieder sehen, und heißer Trennungsschmerz mischte sich in die Freude. Endlich aber lösten sich alle die widerstreitenden Gefühle in Traumbilder auf; er schlief den gesunden Schlaf der Jugend.

Als er frühzeitig am Morgen erwachte, fiel sein erster Blick auf sein Ordensgewand, welches vor seinem Lager ausgebreitet war. Die alte Laume mochte es wohl vor seinem Erwachen dorthin gethan haben. Mit einem Satz war er auf und befühlte alles einzeln, ob es auch nicht Schaden gelitten habe. Doch er fand alles in guter Ordnung, sauber gereinigt von Staub und Spinnweben, die wohl in der langen Zeit sich darin eingenistet haben mochten. Und wie er so ein Stück nach dem andern anlegte, zog wieder ein neuer Geist in ihn; fort waren alle die trüben Gedanken. Er streckte die Arme, als wolle er prüfen, ob sie noch Kraft hätten. „Nun nur noch mein Schwert, und dann aufs Ross und hinaus. O goldene Freiheit!“

Als er über den Hof schritt, wichen ihm alle scheu aus und sandten ihm finstere Blicke nach. Mit einem Schlage war er wieder der Feind, nicht mehr der gute Gefelle, mit dem sie zur Jagd geritten und der ihnen so oft in allerlei Hantierung behülflich gewesen.

In der Küche fand er Laume allein; mürrisch schaltete sie am Herde und gab ihm ziemlich unwirsch Bescheid auf seinen Morgengruß.

„Ich sagte es ja,“ knurrte sie in sich hinein, „erst muß das Dach brennen, dann wird gelöscht. Jetzt kann er ihn fortschicken. Warum nicht damals, als ich es ihm riet!

Aber nur nicht eines Weibes Rat befolgen, heileibe nicht!“

Sie schwieg, denn der Fürst war eingetreten. Komeda folgte ihm bald. Niemand machte viel Worte. Monte überzeugte sich im Hofe, daß alles bereit war und wies seine Leute an, welchen Weg sie wählen sollten; Komeda prüfte den Mundvorrat, welchen Laume für die Reiter zusammengepackt hatte.

Als Klaus den Burgbewohnern noch einmal zum Abschied die Hand reichte, war Komeda sehr blaß und ihre Hand zitterte ein wenig in der seinen, Monte aber sagte bewegt:

„Möge Euch der Gott, zu dem Ihr betet, geleiten, Ritter! Um unseres gemeinsamen Freundes, des edlen Hirzhals willen, nahm ich Euch freundlich auf. Vergeßt das nicht und sagt seinen Kindern, was ich Euch auftrug. Seither lernte ich Euch aber um Eurer selbst willen schätzen. Wenn wir uns bald vielleicht im Kampfe begegnen, weiß ich, daß ich einen ebenbürtigen Gegner in Euch finde.“

Dann schwang sich Klaus samt seinen Begleitern in den Sattel; laut klapperten die Hufe der Rosse über die hölzerne Brücke. Vor ihm lag der Weg zur Freiheit, zu neuem Leben.





Neuntes Kapitel.

~~~~~

Zuerst ging der Ritt zu Symeko. Dieser, der die Verhandlungen betrieben hatte, sollte auch den Austausch der beiden Gefangenen übernehmen. Unter seiner Führung ging es dann weiter, meistens durch Wälder, und Klaus vermutete, daß man absichtlich kreuz und quer ritt, um ihn über die eigentliche Richtung zu täuschen, in welcher sie sich weiter bewegten. Mitunter mochten freilich auch nur die Sümpfe, an welchen Natangen so reich war, wie jeder andere preußische Gau, die Schuld daran tragen, daß man Umwege machen mußte.

So ging der Ritt nicht so schnell, als Klaus es gehofft hatte. Mehrmals war die Sonne gesunken, ehe sie die Brandenburg in der Ferne auftauchen sahen. Ein Bote wurde vorangeschickt, um die Auslieferung des jungen Glottiners zu fordern; vorsichtig hielt Symeko sich mit den andern soweit zurück, um, im Falle der Feind verräterische Absichten zeigte, den Weg zur Flucht offen zu haben, auch ergriff er den Zügel von Klaus' Roß, welcher bis dahin

frei neben ihm geritten war. Doch seine Vorsicht erwies sich als überflüssig. Der Bote kehrte sehr schnell zurück und bald sprengte eine kleine Schar Ritter daher, welche den jungen Preußen in ihrer Mitte führten. Von beiden Seiten tauschte man die gebräuchlichen Förmlichkeiten aus und übergab einander die Gefangenen. Klaus rief Symeko noch ein freundliches Abschiedswort zu, der junge Glottiner sandte den Rittern einen kräftigen Fluch nach, dann sprengte jeder Teil zurück, woher er gekommen, Klaus mit den Rittern der Burg Brandenburg zu.

Das war ein freudiges Reiten! Es waren alles bekannte Gesichter, zumeist aus jener Zeit her, da er mit Schonenberg zu Königsberg gewesen, welche ihn hier begrüßten. Am meisten aber erfüllte es ihn mit Freude, daß er zu Brandenburg den von ihm so hoch verehrten Bruder Friedrich von Holdenstete als Komtur wieder finden sollte. Freilich, er hatte so vieles zu fragen, und seine Begleiter wollten gleichzeitig so vielerlei von ihm hören, daß der kurze Weg zu alledem nicht ausreichte. Nur daß nach des Ordensmarschalls Dietrich Tode in der Schlacht bei Löbau Holdenstete gleichzeitig zum Marschall ernannt war, erfuhr er noch; was man ihm sonst hätte berichten können, würde seine frohe Stimmung auch sicherlich nur verdüstert haben, denn seit er gefangen nach Montes Burg gebracht war, hatte sich des Ordens Lage nicht im Geringsten gebessert. Man war fast nur auf die Burgen und ihre nächste Umgebung beschränkt, die Streitmacht der Ritter war fast vernichtet, und Hülfe von auswärt's kaum zu erwarten. Man wußte, daß der Hochmeister Anno von Sangershausen von einem der deutschen Fürsten zum andern eilte und daß der

Papst stets erneut das Kreuz predigen ließ für den Orden, doch war es nicht abzusehen, wann es ihnen wirklich gelingen würde, ein Heer nach Preußen zu senden.

Doch von alledem erfuhr Klaus zunächst noch nichts. Froh ob der wieder gewonnenen Freiheit und doch bedrückt von dem Gefühl, daß er als ein Andern wiederkehre, daß die Spuren dessen, was er innerlich durchlebt, sich nicht verwischen ließen und abschütteln wie ein Traum, so ritt er in die Burg ein und so stand er auch kurze Zeit darauf vor dem Komtur von Brandenburg, Friedrich von Goldenstete.

Mit herzlicher Freundlichkeit begrüßte dieser den jungen Ritter, für den auch er seinerseits früher schon eine warme Zuneigung gefaßt hatte. Er fragte ihn aus über alles, das er seit seiner Gefangennehmung erlebt hatte und hörte mit Teilnahme zu, als Klaus über sein Ergehen auf Montes Burg berichtete und in warmen Worten den Edelmut des Natanger Fürsten schilderte. Es war ein langer Bericht. Goldenstete hörte zu, langsam auf- und niedergehend.

„Ihr denkt jetzt anders über die Feinde, als ehemals,“ entgegnete er, als Klaus geendet; „erinnert Ihr Euch dessen noch?“

„Ich habe seitdem besser urteilen gelernt.“

„Nach allem, was Ihr da berichtet, ist es Euch nicht zu schlimm in der Gefangenschaft ergangen; doch um so näher liegt die Gefahr, daß heidnisches Wesen Macht über Euch gewonnen hat. Kehrt Ihr als ebenso treuer und eifriger Christ wieder, als Ihr es einst waret?“

„Ich hoffe es,“ entgegnete Klaus ernst.

Goldenstete war ans Fenster getreten und sah hinaus. Plötzlich wandte er sich um und fragte unvermittelt:

„Es waren auch Weiber auf der Burg? Und Ihr saht sie täglich?“

Klaus wurde dunkelrot.

„Habt Ihr des Ordens Satzungen nicht übertreten, die Gebote der Keuschheit nicht verlegt?“

„Ich habe ein Mädchen lieb gewonnen; ich sah sie täglich und sprach sie oft. Ich weiß, daß es Sünde war und will die Buße tragen.“

„Ihr saht sie und sprach mit ihr? Weiter nichts? Keine unerlaubte Vertraulichkeit, kein Kuß?“

„Nein, Herr.“

Es war Klaus, als würde er auf die Folter gelegt; noch hatte kein Dritter um das Geheimnis seines Herzens erfahren.

Goldenstete beobachtete ihn scharf und was er sah, mochte ihn befriedigen. Milderer Tones fuhr er fort:

„Ihr habt fast ein Jahr in verhältnismäßiger Freiheit unter den Heiden gelebt, es wäre ein Wunder zu nennen, wenn keinerlei Versuchung an Euch herangetreten wäre. Manch Einer vergißt schon sein Gelübde, wenn er nur kurze Zeit ohne Aufsicht sich weiß. Dankt darum den Heiligen, wenn sie Euch halfen, den Sieg zu erringen und betet, daß Eure Gedanken wieder ganz der großen Himmelskönigin geweiht seien. Geht jetzt und morgen in der Frühe beichtet dem alten Ambrosius, unserm Priesterbruder.“

Als Klaus gegangen, stand der Komtur lange noch am Fenster und schaute gedankenverloren in die Weite. Er gedachte der eigenen Jugendzeit.

„Es lebt wohl keiner, welchem aller Kampf erspart blieb,“ sprach er für sich; „wohl denen, welche den Frieden erringen.“

Klaus aber konnte heute diesen Frieden noch nicht finden. Alle Kämpfe der letzten Zeit stürmten noch einmal mit voller Macht auf ihn ein. Er entfloh den Gefährten, welche mit Fragen auf ihn einstürmten und zog sich in die ihm überwiesene Zelle zurück, doch war es ihm hier, als sollten die engen Mauern ihn erdrücken. Fast erschien er sich mehr als Gefangener, denn bei den Feinden; dort konnte er seinen Schmerz jederzeit hinaustragen in den ewig jungen Urwald, hier umschlossen ihn die Wände und blickten ihn finster und drohend an. Er flüchtete endlich hinunter in die kleine Kapelle und lag dort stundenlang in heißem Ringen auf den Stufen des Altars. Als die Brüder zur Hora kamen, fanden sie ihn, von Müdigkeit überwältigt, eingeschlafen.

Wenn Klaus gehofft hatte, bald in den Kampf hinauszuziehen zu können, so fand er sich bitter enttäuscht. Die Besatzung der Burg war viel zu schwach, um größere Ausfälle wagen zu dürfen. Eine Burg war von der andern fast abgeschnitten, und nur um die nötigen Lebensmittel aufzubringen, wagte man sich in die nächste Umgebung hinaus. Klaus mußte einsehen, daß man unnützer Weise die Burg gefährdet hätte durch waghalsige Unternehmungen. Doch war ihm diese Unthätigkeit eine Qual. So hat er denn stets, sobald auch nur Einige hinausgesandt wurden, daß er mitreiten dürfe und Holdenstete ließ ihn gewähren. Selbst an einem Botenritt nach Königsberg durfte er einmal teilnehmen, doch waren es immer nur kurze Lichtblicke in dem Einerlei des müßigen Abwartens. Die Nachrichten aus den andern Burgen, welche von Zeit zu Zeit einliefen, waren trostlos. Bartenstein war schon seit dem vorigen Sommer

von feindlichen Heerscharen belagert; Klaus hatte schon unter Montes Leuten davon sprechen hören, mit welcher Ausdauer und Tapferkeit die Ritter sich verteidigten. Mit Beginn des Frühlings mochten die Belagerer ihre Angriffe verstärkt haben, auch war wie überall der Hunger als Bundesgenosse ihnen zu Hülfe gekommen. Da gab man endlich die Burg verloren. Durch List den Feind täuschend, war die Besatzung heimlich entflohen, da sie kein anderes Heil mehr sahen; ein Teil war glücklich nach Königsberg gelangt und sandte von hier aus an den Marschall Holdenstete die traurige Kunde. Der andere Teil hatte Elbing erreichen wollen, doch wußte man noch nicht, ob es ihnen gelungen sei.

Auch die Samländer erhoben sich wieder und griffen die Burg Schönewik an, des Bischofs Heinrich von Samland Wohnsitz. Es schien, als wolle das ganze Samland, das mit soviel Blutvergießen unterworfen war, von Neuem gegen den Orden aufstehen.

Da endlich kam ein Tag, an dem auch Klaus ausreiten durfte. Der Komtur von Königsberg plante einen Angriff auf die Feinde und sandte zu Holdenstete um Unterstützung; mit denen, welche der Marschall den Königsbergern zu Hülfe schickte, ritt auch Klaus von Eckstein.

Es war ein kühnes Unternehmen, den Feind im eigenen Gebiete aufzusuchen, doch es gelang. Bis in das Gebiet von Rinau hinein zog die Ordensschar und der Schrecken begleitete sie. Was Waffen trug, wurde erschlagen, Weiber und Kinder aber samt aller Habe gefangen mitgeführt. So stellte man in dem westlichen Samland wenigstens wieder die Ruhe her.

Nicht lange aber, so kam eine neue Hiobspost. Nördlich von der Bergolla hatte sich ein preussischer Heerhaufen mit Litthauern verbündet und bestürmte mit großer Macht die Burg Wehlau. Zwei Belagerungsmaschinen hatten sie herangeschafft und die Burg war in äußerster Bedrängnis. Die Besatzung wehrte sich verzweiflungsvoll. Doch erst als der Anführer der Litthauer im Kampfe fiel, sank den Belagerern der Mut, und sie zogen wieder ab.

Klaus erfuhr diese Nachrichten noch in Königsberg, wo er mit Goldenstetes Zustimmung samt einem Teil seiner Begleiter blieb, um die Unternehmungen des Komturs zu unterstützen. Mutig gemacht durch den glücklichen Ausgang des Streifzuges, plante dieser, um des Samlandes sicherer zu sein und eine leichtere Verbindung mit der Burg Wehlau herzustellen, zwischen dieser und Königsberg am Ausflusse des Deime-Flusses in die Bergolla eine neue Burg zu gründen. Nach dem Abzuge des feindlichen Heerhaufens von Wehlau ging man von beiden Seiten her rüstig ans Werk und ehe der Sommer zu Ende war, schaute die Burg Tapiau stolz über den Fluß in das jenseits liegende Natangerland. Ritter und Mannschaften, soviel man ihrer auf den Nachbarburgen entbehren konnte, zogen als Besatzung derselben ein, Klaus aber mit der größten Zahl derer, welche den Bau gegen Überfälle der Feinde geschützt hatten, traten wieder den Heimweg an. Doch ehe Klaus den Ort verließ, stand er noch einmal droben auf den Zinnen des Turmes und schaute von hier aus hinüber nach Natangen, dorthin wo im Südwesten hinter den bewaldeten Bergketten Montes Burg liegen mußte. Er sandte einen Gruß hinüber und dachte der Tage, an welchen er

vor Jahresfrist mit Nomedä unter der Linde des Hofraumes gestanden. Seine Liebe war frei geworden von aller Begehrlichkeit; mit einem Gefühl, tief, aber still und rein, wie man einer Verstorbenen gedenkt, dachte er des mutigen jungen Weibes, das ihm den Weg gewiesen, auf welchem er wieder den Frieden seiner Seele zurückerworben hatte. Er zog den Bernstein hervor und blickte lange darauf. Jetzt konnte kein böser Zauber mehr daran haften; diese Liebe konnte keine Sünde sein. —

Der Sommer war fast vergangen, als Klaus wieder in Burg Brandenburg einritt. Er fand hier wenig verändert, nur schien es ihm, als liege eine leichte Mißstimmung über Allen, zu welcher er den Grund nicht auffinden konnte. Nachrichten von irgend welcher Bedeutung waren nicht eingelaufen. War es nur die Abspannung, welche dies thatenlose Abwarten hervorbringen mußte?

Als er am Morgen nach seiner Rückkehr über den Burghof ging, fiel ihm unter den Dienstmannen eine Erscheinung auf, welche er sich nicht entsann, früher hier gesehen zu haben. Mürrisch und fast ohne von seiner Arbeit aufzublicken, erwiderte der Fremde seinen Morgengruß; als Klaus sich aber nach wenigen Schritten nochmals umwandte, traf er einen Blick voller Feindseligkeit, welchen jener ihm nachsandte. Jetzt wußte Klaus, er kannte dies Gesicht, aber wann und wo war es ihm begegnet? Gerade so haßerfüllt hatte er diese Augen schon einmal auf sich gerichtet gesehen. Und plötzlich stand das ganze Bild lebhaft vor seiner Seele, sein Kampf in jener Nacht in Montes Burg mit den Gefangenen. Dieser Mensch war darunter gewesen, es war

einer der Wütendsten, und Klaus hatte ihm eine nicht unerhebliche Wunde geschlagen.

Als er wieder über den Hof zurückschritt, trat er zu dem Fremden und redete ihn an. Ein freundliches Wort zur rechten Zeit, dachte er, löscht manchen alten Groll aus und wozu eine Feindschaft nähren längst abgethaner Dinge wegen?

„Ihr seid der lange Jürgen aus der Stadt Rheden,“ begann er das Gespräch; „ich erkannte Euch zuerst nicht, da ich nicht annehmen konnte, Euch hier zu finden. Seid Ihr ausgelöst worden aus der Gefangenschaft? Seit wann seid Ihr frei?“

Der Angeredete blickte ihn trotzig von der Seite her an.

„Frei bin ich schon seit Wochen, doch kam ich erst kürzlich auf der Brandenburg an. Es dauerte lange, bis ich mich durch diese preussischen Wälder hindurch fand und es war kein angenehmes Leben in der Gesellschaft der wilden Bestien, die drin hausen.“

„So seid Ihr heimlich entwichen von Montes Burg?“

„Ihr sagt es. Dies Mal fing ich es klüger an und es war auch Niemand da, der in des Fürsten Abwesenheit die Burg für ihn hütete.“

Klaus überhörte geflüstert das Letzte.

„Floht Ihr allein aus der Burg?“ fragte er weiter.

„Nein, wir waren unserer mehrere. Einige fingen sie wieder ein, als sie unsere Flucht entdeckten. Einer blieb bei mir, aber er hielt das Leben in den Wäldern nicht aus und wurde schwach. Ich ließ ihn endlich liegen und suchte allein meinen Weg weiter.“

„Der Arme! Was mag aus ihm geworden sein?“

„Die Wölfe werden ihn gefressen haben.“ Es klang völlig gleichgültig.

„Von allen also, die entflohen, erreichtet nur Ihr das Ziel. Mir scheint, es wäre klüger gewesen, Ihr hättet abgewartet, bis man Euch auslöste.“

„Das ist nun so, wie mans ansieht. Nicht Jedem wurde das Leben dort so angenehm gemacht, wie Euch, Ritter von Eckstein. Euer Abschied, schien es, gab manchen Kummer. Das Fürstenkind hatte gar oft verweinte Augen.“

Klaus wurde flammend rot und wandte sich unwillig ab.

„Ihr seid ein Unverschämter!“ sagte er kurz.

Der lange Jürgen blickte ihm nach, wie er über den Hof dahinschritt.

„Du sollst es mir schon büßen,“ murmelte er bissig, „daß ich ein ganzes Jahr länger von den Heidenhunden festgehalten bin. Und wegen der Kopfwunde aus jener Nacht wollen wir auch noch Abrechnung halten.“

Es konnte für Klaus bald kein Zweifel mehr sein, daß sich die Verstimmung der Burggenossen gegen ihn allein richtete. Die Brüder erwiderten seinen Gruß kühl und wurden schweigsam, sobald er zu ihnen trat; selbst der Komtur, der ihm stets so freundlich begegnet war, machte ein finsternes Gesicht, sobald er seiner ansichtig wurde.

Eines Tages ließ Holdenstete ihn zu sich rufen. Ein beklemmendes Gefühl legte sich auf Klaus' Brust, als er das Gemach des Komturs betrat. Er fühlte, daß etwas gegen ihn umgehe und wußte es sich nicht zu deuten. Holdenstete ließ ihn nicht lange im Ungewissen.

„Es ist hier vor kurzem ein Flüchtling von Herkus Montes Burg angelangt,“ begann er sehr ernstern Tones.

„Dieser hat unter dem Gesinde Dinge verbreitet, die ein gar seltsames Licht auf Euer Leben unter den Heiden werfen, Ritter von Eckstein. Allmählich kam es den Brüdern und zuletzt auch mir zu Ohren, und als ich den Mann selber herbeschied und befragte, blieb er bei seinen Ausfagen. Ich berief Euch her, um zu sehen, ob Ihr Euch gegen die Beschuldigungen verantworten könnt. Erfindet es sich, daß Ihr den Gelübden zuwider gehandelt habt, so muß ich Euch vor den Konvent der versammelten Brüder stellen und diese werden Euch das Urtheil sprechen.“

Klaus war ein wenig bleich geworden, doch blieb er vollkommen ruhig. Was hatte er denn gethan, dessen ihn dieser hergelaufene Lump bezichtigen konnte?

„Gefällt es Euch, Herr, mir zu sagen, wessen man mich anklagt?“ fragte er bescheiden, wie es ihm dem Gebietiger gegenüber zukam.

„Ihr habt mir berichtet,“ fuhr Holdenstete fort, „daß Ihr von dem Preußenfürsten die Erlaubnis erhieltet, frei umher zu gehen. Dieser Fremde sagt jedoch, Ihr wäret gar nicht als ein Gefangener behandelt, Ihr hättet Freundschaft mit den Feinden geschlossen, hättet mit ihnen gejagt und gezecht und hättet sogar das Schwert ergriffen für die Heiden gegen Eure christlichen Brüder und Mitgefangenen. Er zeigte mir eine breite Narbe, stammend von einer Wunde, welche Ihr ihm dort geschlagen. Was habt Ihr dazu zu sagen, Bruder Eckstein?“

„Es ist die Wahrheit, daß man mich dort hielt, wie es im allgemeinen mit Kriegsgefangenen nicht üblich ist. Ich glaube aber, dies in meinem Bericht nicht verschwiegen zu haben. Wodurch ich das Wohlwollen des Fürsten mir

erwarb, weiß ich nicht ausreichend zu erklären. Mir stand in der Heimat ein Mann nahe, dessen Andenken auch ihm aus seiner Jugendzeit, da man ihn nach Magdeburg gesandt hatte, teuer war. Um dieses Freundes willen, sagte er, wolle er mir den Vorzug verhältnismäßiger Freiheit gewähren.“

„Und was verlangte er dagegen von Euch?“

„Nichts, nicht einmal das Versprechen zu schweigen über das, was ich dort sah.“

„Und Ihr lebtet nun dort, wie es die Heiden gewohnt sind? Ihr jagtet und zecht mit ihnen, wie der Mann mir sagte? Ihr spieltet sogar die Laute und sangt verbotene Lieder dazu?“

„Ich bin zur Jagd ausgezogen mit Monte und seinen Leuten, da der Fürst mir den Jagdspieß anbot. Ich sah kein Unrecht darin, und der Kampf mit dem wilden Getier war mir eine Freude. Ihre Zechgelage habe ich vermieden; der schwere Met ist nicht über meine Lippen gekommen. Und was ich bisweilen zur Laute sang, wenn wir des Abends um das Herdfeuer saßen, waren Lieder, welche auch einem Marienritter erlaubt sind.“

Er hatte in steigender Erregung gesprochen; Holdenstete beobachtete ihn scharf.

„Und der Kampf, von welchem der Fremde berichtet? Wie konnte es kommen, daß Ihr für die Feinde gegen Eure Glaubensbrüder trittet? Oder sprach jener nicht die Wahrheit?“

„Doch; er sagte die Wahrheit. Gestattet, Herr, daß ich Euch die Begebenheit erzählen darf, wie sie sich zutrug.“

Und anfangs etwas beklommen, allmählich sicherer werdend und lebhafter, schilderte er die Vorgänge jener Nacht, wie der Lärm und das Hilfesgeschrei der Weiber ihn geweckt und wie es ihn getrieben hatte, da die Wächter schwer berauscht schliefen, den hart Bedrängten beizustehen, bis Montes Ankunft dem Kampf ein Ende gemacht habe.

Goldenstete hörte ernst zu.

„Ihr kamet aus Eurer Zelle und hattet dort geschlafen?“

„Bis der Lärm mich erweckte, so wie ich es sagte.“

„Mir ist gesagt, Ihr seid aus dem Frauenraum gekommen.“

„Das hat der Mann gelogen; nie überschritt mein Fuß die Schwelle des Frauenraumes, weder in jener Nacht, noch vordem oder später.“

„Wer waren die Weiber, welche Ihr schützten? Jene, von welcher Ihr mir spracht, war auch darunter?“

„Sie war mit ihrem Vater, dem Fürsten, auswärts, um die Vermählung ihrer Gespielin zu feiern. Jenes Weib, welches ich vor den Angriffen der Wütenden schützte, hatte schon graue Haare und zählte wohl an sechzig Jahre oder darüber. Die jüngeren Mägde hielten sich im Frauenraum; ich hörte nur ihr Geschrei und weiß kaum, wer es gewesen.“

„Es wäre klüger gewesen, Ihr hättet geschlafen und von dem Lärm nichts gehört. Wenn Ihr selber Euch gebunden erachtetet, nicht zu entfliehen, so hättet Ihr doch kein Recht, die Flucht der andern zu hindern.“

„Ich habe ihre Flucht nicht gehindert. Das Thor stand auf, und ich habe es nicht gehütet. Hindern wollte ich nur, daß die Frauen mißhandelt wurden. Ich handelte, wie es der Augenblick mir eingab, eingedenk der Mitterpflicht,

die Bedrängten zu schützen, und es ist mir nie in den Sinn gekommen, daß mein Thun Sünde sein könne. Wären jene andern weniger heutigetierig gewesen, sie hätten alle entkommen können, ehe Herkus Monte zurückgekehrt war.“

Der Komtur schwieg eine geraume Weile und sah nachdenkend zu Boden. Klaus stand abwartend vor ihm. Welches Urtheil würde er ihm sprechen? Doch noch war das Verhör nicht beendigt.

„Des Fürsten Tochter, sagt Ihr also, war jenes Mädchen, das Euren Sinn bethörte?“ fuhr Holdenstete fort. „Es paßt dies zu des Fremden Ausfagen. Er behauptet, Ihr wäret dieser Jungfrau auf allen Wegen gefolgt, hättet sie im Walde zu treffen gewußt, hättet überhaupt im Verkehr mit ihr völlig vergessen, daß Ihr je ein Ordensgelübde abgelegt.“

Klaus atmete schwer.

„Ich habe gefehlt,“ sagte er mit gepreßter Stimme, „indem ich mein Herz einem irdischen Weibe zuwandte. Ich habe sie gesehen und mit ihr geredet, wenn unser Weg sich traf. Ein Stelldichein gaben wir uns nie. Kurz, ehe ich fortkam, ließ ich mich hinreißen, ihr von meiner Liebe zu sprechen; da war sie es, welche mir Kraft gab, meinen Gelübden treu zu bleiben. Ihre Ehre ist so rein, so makellos, wie der Schein der Sonne. Und wenn ich es um meinetwillen als Buße für das, was ich fehlte, hinnehmen würde, schimpflichem Verdacht zu verfallen, so kann ich doch nicht dulden, daß ihr Name gleichzeitig dadurch verunglimpft wird.“

„Euer Herz scheint immer noch nicht frei zu sein, Bruder Eckstein.“

„Doch, Herr. Ich habe es im Gebete frei gerungen von jedem sündhaften Wunsche. Ich habe namenlos gelitten, als ich in der Gefangenschaft mit der Versuchung kämpfte, welcher zu entfliehen nicht in meiner Macht lag. Und ich bitte Euch, Herr, laßt mich büßen, wie Ihr es für gut befindet, doch erspart es mir, vor dem Konvent über diese Zeit reden zu müssen.“

Gedankenverloren ließ Holdenstete die Finger durch den rötlichen Vollbart gleiten; prüfend maßen seine Blicke den vor ihm stehenden jungen Ritter. Endlich stand er auf und legte die Hand auf Klaus' Schulter.

„Ich habe Euch bisher stets wahr und aufrichtig erfunden, Bruder Eckstein; ich will auch heute dem glauben, was Ihr mir sagt. Eine Buße soll Euch auferlegt werden; ich will sie Euch später bestimmen. Betet, daß Euch die Heiligen vor weiterer Anfechtung behüten mögen. Und nun gehet hin in Frieden.“

Eine Handbewegung schnitt Klaus jede weitere Entgegnung ab, die sich ihm auf die Lippen drängen wollte. So entfernte er sich, leichtern Herzens zu seiner Zelle zurückkehrend, um dort alle innere Erregung im Gebet ausströmen zu lassen.

Bald nachdem er das Gemach des Komturs verlassen, öffnete sich die Thüre wieder und ein älterer Ritterbruder trat ein. Holdenstete ging ihm entgegen und bot ihm freundschaftlich die Hand.

„Nun?“ fragte Jener erwartungsvoll, „wie ist Dein Verhör verlaufen? Muß die Sache vor den Konvent?“

„Nein, Konrad. Ich will es verantworten, ihm allein eine Buße aufzuerlegen. Ein wirkliches Vergehen irgend welcher Art kann ich nicht finden. Er mag bisweilen unbedacht gehandelt haben und die Rachsucht hat dies zu böswilligen Übertreibungen benutzt; dies ist die Ansicht, welche ich hege. Er hat große innere Anfechtungen in jener Zeit durchkämpft, er sagte es selber, doch selbst die Heiligen sind zur Sünde versucht worden. Ich glaube nicht, daß er je erlegen ist und daß er anders, als für Gedanken oder Worte strafbar erfunden werden möchte.“

Der Andere nickte befriedigt.

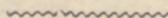
„Dachte es mir auch ungefähr so. Habe den jungen Burschen immer gerne leiden mögen. Aber diese andern Hitzköpfe machten eine Sache daraus, als verdiene er erhängt oder gesteinigt zu werden.“

„Ja, ja, Alter, es denkt eben mancher, je strenger er mit dem Nächsten verfährt, desto besser bemäntelt er die eignen Sünden. Es ist immer eine mißliche Sache, wenn Jemandem sein Urtheil von einer vielköpfigen Versammlung gesprochen werden soll. Drum ist es mir lieb, den Eckstein davor bewahren zu können.“

„Was wirst Du nun aber mit dem Angeber machen? Ihn weiter schicken, hieße die Verdächtigungen auch nach den andern Burgen tragen, welche ihm Aufnahme gewähren. Er könnte sogar seine Lügen noch etwas ausspinnen und verbreiten, Du habest Ecksteins Thun gut geheißt.“

„Mag er; was ich thue, weiß ich auch zu verantworten. Es wäre schlimm bestellt, wenn man jede böswillige Rede fürchten müßte. Ihn hier behalten, hieße die verstockten Anfeindungen und das Geklätch unter dem Gesinde

endlos machen. Also sage ihm, daß er morgen in der Frühe die Burg verläßt; ich sende Boten nach Balga, er mag sich ihnen anschließen. Und Sorge, daß die Brüder wieder eine bessere Meinung von Klaus von Gäßtein hegen.“





## Zehntes Kapitel.



Schlimme Nachrichten, welche von auswärts einliefen, sollten bald den Gedanken der Burginsassen eine andere Richtung geben. In den Landschaften Natangen, Samland und Ermland war seit Wehlaus Belagerung verhältnismäßige Ruhe, dagegen liefen Nachrichten von unglücklichen Kämpfen aus den westlichen Gauen, zumal aus dem Gebiete von Christburg ein, zuerst vereinzelt, bald immer häufiger. Christburgs Komtur Dietrich von Rhode hatte dort den Kampf begonnen in der Absicht, die Feinde im Innern des Landes aufzusuchen und zu beschäftigen. Vielleicht hoffte er, auf diese Art, wie es im Samlande gelungen war, Furcht zu erwecken und Ruhe vor den kleinen Plänkelleien herzustellen. Anfangs schien das Glück ihm günstig zu sein; er hatte weite Strecken durchzogen und verheert und trieb reiche Beute heim. Auch einen Heerhaufen der Feinde, welcher sich schnell gesammelt hatte, ihn zu verfolgen, gelang es ihm, siegreich zurückzuschlagen. Doch sein Unternehmen hatte die Wut des Volkes gereizt. Die Führer Divane und Linco

mit ihren Scharen aus Barten und Pogesaniën vereinigten sich zur Raube. Bald lief eine Schreckensnachricht nach der andern durch das Land. Mehr als einmal zogen feindliche Scharen vor die Christburg und belagerten sie hart, und gelang es den Rittern auch durch tapfere Gegenwehr sie zurückzuschlagen, so waren es doch nur kurze Lichtblicke in der stets wiederkehrenden Bedrängnis. Bis weit hin an der Weichsel aufwärts war bald alles Land verheert und stets zogen neue Scharen zur Belagerung herbei. Immer verzweifeltere Kunde drang nach den Ordensburgen. Da wagten es die Ritter zu Elbing, den Brüdern auf der Christburg Hilfe zu bringen. Es gelang ihnen, die Burg zu entsetzen und die Feinde, welche des unvermuteten Angriffs nicht gewärtig waren, in die Flucht zu schlagen. Doch schien es, als sei die Kraft des Preußenvolkes unerschöpflich. Trotz tapferster Gegenwehr vonseiten der Ritter und obgleich sie durch manchen kühnen Vorstoß derselben zurückgeworfen waren, war stets ein neues Heer entstanden an Stelle des geschlagenen. So war es auch jetzt. Kaum war die Christburg befreit, so zog Divane mit einem Heer vor Marienwerder, und nach langen und heißen Kämpfen wurde die Stadt vollständig niedergebrannt.

Es schien, als vereinten die Preußen in kluger Berechnung jetzt alle ihre Kräfte zur Vernichtung der Ordensherrschaft in den westlichen Gauen. War das Gebiet längs der Weichsel dem Orden abgerungen, so fehlte ihm die Verbindung nach dem deutschen Reiche hin, die Kreuzheere konnten sich nicht ungehindert mit den Rittern vereinigen und man hoffte auch vielleicht auf den Beistand des Pommernherzogs, welcher dem Orden feindlich gesinnt war. So

war der Winter hingegangen und der Sommer zog wieder ein, ohne irgend welche Aussicht auf Hülfe für den Orden zu bringen.

Holdenstete hatte mit schwerem Herzen den Gang der Dinge verfolgt, soweit oft kaum zuverlässige Boten denselben berichteten. Zu weit vom Kampfsplatze entfernt, konnte er nicht thätig mit eingreifen, wo die Hülfe am nötigsten war, doch drängte es ihn, je länger je mehr zu einem Unternehmen. Er überlegte, daß es besser sei, einen Teil der feindlichen Streitmacht wiederum in den östlichen Provinzen zu beschäftigen, um so die Kraft des Feindes zu zersplittern. In dieser Absicht unternahm er zuerst mehrere kleine Streifzüge; da er jedoch hierbei auf wenig Widerstand stieß, plante er Größeres. Man hatte nur Lebensmittel als Beute heimgebracht, von dem letzten Zuge jedoch auch eine Gefangene.

Holdenstete war wenig zufrieden, als die Kriegsknechte diese unterwegs zu ihm heranschleppten. Was sollte er mit einem jungen Weibe auf der Burg? Doch da sie nun einmal da war, mochte sie zur Arbeit angestellt werden, wo man sie nur brauchen konnte. Vor allem verlangte er jedoch Auskunft von ihr über den Aufenthalt der Feinde. Da ergab es sich, daß die Gefangene nur preußisch sprach und von den Anwesenden keiner völlig der preußischen Sprache mächtig war. Klaus war diesmal nicht mit hinausgezogen, sondern hütete mit wenig Anderen die Burg. Er war erstaunt, unter den Zurückkehrenden ein Weib zu bemerken und doppelt überrascht, als er in derselben Guze erkannte.

Holdenstete rief ihn sofort heran, als sie auf den Burghof eingeritten waren und nahm ihn mit sich auf sein Gemach, wohin er auch das preußische Weib führen ließ.

Hier begann er sein Verhör und Klaus mußte als Dolmetscher dienen. Klaus war ein wenig errötet, als er Guze gegenübertrat. Der Komtur bemerkte es und fragte, ob die Gefangene ihm bekannt sei, was Klaus freimütig bejahte und hinzufügte, sie sei das Weib des Symeko, er habe sie auf Montes Burg gesehen. Das Verhör verlief schnell, Guze schien ängstlich, daß man hart mit ihr verfahren könnte und antwortete ausführlich auf alle an sie gestellten Fragen. Danach schien es, daß auch Monte und Glappo ihre Scharen weit nach Westen gezogen und alles Land bis weit hinein von Kriegsmacht entblößt sei.

Als sie fortgeschickt war, blieb Klaus noch zurück.

„Glaubt Ihr, daß sie uns die Wahrheit gesagt hat?“ fragte der Komtur.

„Nein, Herr; ich würde eher von allem das Gegenteil annehmen. In ihren Augen lag etwas Seltsames.“

„Sie mußte doch fürchten, daß wir ihre Lügen erkennen könnten und daß es ihr alsdann schlimm geht.“

„Sie ist schlau und furchtlos, wie ich glaube; und sie haßt uns.“

„Nun, ich werde nicht allzuviel auf ihre Aussagen bauen.“

Es wurde nun zu einem größeren Streifzuge ins Land hinein gerüstet; alle deutschen Lehnsleute, welche in Natangen und Ermland angesiedelt waren, wurden aufgeboten, und wenige Tage später ritt der Marschall an der Spitze einer ansehnlichen Schar aus der Burg hinaus. Auch diesmal war Klaus zurückgelassen; man hatte durch das Loß entschieden, wer mitziehen durfte, und das Glück war ihm ungünstig gewesen. So sah er ihnen voll geheimer Trauer

nach, als sie davon zogen. Klaus und jener Alte, welchen Holdestete mit Konrad angeredet hatte, waren nebst einigen Knechten zur Bewachung der Burg zurückgeblieben, ein winziges Häuflein, welches im Ernstfalle es mit keinem Feinde aufnehmen konnte. Glaubte man auch Guzes Aus sagen nicht völlig, so war man doch sicher, daß kein Feind so nahe sei, um der Burg gefährlich werden zu können.

Mißmutig durchschritt Klaus die leeren Räume, um sich zu überzeugen, daß alles in guter Ordnung sei. Schon einmal hatte ihn ein Geräusch getäuscht, als bewege sich etwas in der Nähe; wieder meinte er ein Schleichen zu hören und blieb stehen, um zu lauschen. Da sah er am Ende des Ganges, in welchem er sich befand, ein weibliches Gewand auftauchen; er erkannte Guze und wartete unwillkürlich, bis sie herankam.

Er betrachtete sie; ihre Kleidung sah etwas vernachlässigt aus, die goldroten Haare hingen kurz und wirr um das Gesicht, sie hatte offenbar sich keine Mühe genommen, auf ihre augenblickliche Umgebung einen guten Eindruck zu machen. Trotzdem sah sie immer noch liebreizend aus: ihre vollen bloßen Arme leuchteten seltsam durch die Dämmerung des langen Ganges und das Haupt war von dem Haar wie von einem Goldschein umgeben. Mutwillig bligten ihre Augen, als sie Klaus erreicht hatte und vor ihm stehen blieb.

„Was treibt Ihr hier?“ fragte der Ritter unwillig. „Hat man Euch nicht zu den Frauen gewiesen, welche die Hofarbeit verrichten?“

Guze warf stolz den Kopf zurück.

„Ich bin das Weib eines Edlen; es steht mir wohl

an, daheim nach dem Vieh zu sehen und mein Haus zu versorgen, aber die Magd eines Fremden will ich nicht sein.“

„Ihr seid närrisch! Ihr könntet noch froh sein, daß man Euch nicht in ein festes Verließ gesperrt hat.“

„Hat man Euch zu einer Arbeit gezwungen, welche Euch zuwider war, als Ihr gleichfalls bei uns frei umher gingt?“

„Nein, allerdings, doch ich versuchte zu helfen, wo man mich gebrauchen konnte. Das solltet Ihr auch thun.“

Guze lachte.

„Ihr seid doch noch ganz derselbe und könnt noch ebenso weise reden, wie ehemals.“

„Weshalb sollte ich ein anderer geworden sein? Doch nochmals, was wollt Ihr hier in diesen Räumen? Es ist unerlaubt, daß Weiber dieselben betreten.“

„Ich wußte das nicht; ich werde sie auch bald genug verlassen und dann sollt Ihr mich hier nicht wieder finden. Übrigens suchte ich Euch hier oben.“

„Mich?“ Klaus dachte an Nomeda und errötete heftig.

„Was könnt Ihr mir zu sagen haben?“

„Wenig freilich. Ich wollte Euch nur fragen, ob ich einen Gruß bestellen soll, wenn ich wieder in die Heimat komme?“

„Hofft Ihr, so bald frei zu sein?“

„Ob bald oder erst später, gilt gleich. Ich wollte nur fragen, ob Ihr noch an Nomeda gedenkt. Sie ist immer noch bei dem Vater und spricht davon, Priesterin zu werden, ist auch jetzt schon oft lange Zeit bei den Waidelotten. Sie spricht selten von Euch, doch weiß ich, daß sie desto häufiger Eurer gedenkt. Eure Zelle steht noch

unberührt, wie Ihr sie verlassen habt, und niemand außer Nomeda darf sie betreten.“

Klaus hatte sich abgewandt und starrte zum Fenster hinaus; seine Brust hob und senkte sich heftig. Wie eine Versucherin stand das rothaarige Weib neben ihm.

„Laßt das,“ sagte er kurz; „sagt der Jungfrau, wenn Ihr sie einst wieder seht, ich hielte, was ich ihr versprochen.“

Und da sie sich nicht zum Gehen wandte, fügte er freundlicher hinzu:

„Wie kam es, daß Ihr gefangen wurdet? Euer Wohnsitz liegt doch weit von hier.“

„Ich war bei Symekos Schwester; sie hatte ihr erstes Söhnchen geboren, und wir Frauen wollten das Ereignis feiern, da die Männer im Krieg sind. Da kamen Eure Reiter, und ich ließ mich thörichter Weise von ihnen erspähen. Nun ist mein eigener Knabe daheim verwaist und weint nach der Mutter.“

Klaus wurde die Unterredung mehr und mehr peinvoll.

„Man wird Euch vielleicht bald freigeben,“ sagte er tröstend. „Geht jetzt aber hinab, und haltet Euch bei den Frauen. Man darf Euch hier nicht wieder finden.“

Sie wandte sich endlich und ging. Ehe sie jedoch den Gang noch herunter war, erschallten Tritte; einer der Knechte suchte Klaus auf. Mißtrauisch sah er der Verschwindenden nach und von dieser zu dem Ritter.

„Ich fand die Fremde hier oben,“ sagte Klaus ruhig. „Geht Ihr nach und sorgt, daß sie bei den Weibern bleibe.“

Am andern Morgen saßen der alte Ritter Konrad und Klaus einsam beim Frühstück im Refektorium, als derselbe Knecht eintrat und meldete, die gefangene Frau sei

verschwunden; man habe schon überall nachgesucht, doch sei keine Spur von ihr zu entdecken und es sei anzunehmen, daß sie des Nachts entflohen sei. Klaus fuhr erschreckt in die Höhe.

„Symekos Weib ist fort?“ rief er; „dann können wir auf Schlimmes gefaßt sein.“

Ritter Konrad blieb ruhiger.

„Laßt sie laufen,“ sagte er; „was sollen wir mit solch jungem Weibe in der Burg?“

„Ich wollte es doch nur den Herren melden,“ brummte der Knecht und entfernte sich.

Klaus konnte sich aber nicht so schnell darüber beruhigen.

„Ihr könnt sicher sein, sie hat uns Alle belogen,“ rief er erregt; „mit ihren Vorspiegelungen hat sie den Komtur zu dem Zuge veranlaßt, und nun sie weiß, daß die Burg verlassen ist, wird sie uns die Feinde über den Hals schicken.“

Ritter Konrad konnte sich zwar nicht recht zu dem Glauben seines Genossen bekehren, daß Gefahr im Anzuge sei, dennoch half er Klaus, alles für einen plötzlichen Überfall vorbereiten. Der bei weitem größte Teil der Burg war, gleich den andern Burgen, aus Holz erbaut; nur ein aus Stein gemauerter Turm ragte an einer Seite auf. So schaffte man alles irgend Wertvolle, sowie die Lebensmittel in diesen Turm, da es völlig ausgeschlossen war, daß man die übrige Burg gegen einen Angriff verteidigen konnte. Dann wurden die Wachen streng eingeteilt und Klaus selber ging, von innerer Unruhe getrieben, fast unaufhörlich umher, um nach dem Rechten zu sehen.

Doch der Tag und die nächste Nacht vergingen, ohne daß sich irgend etwas Bemerkenswerthes ereignete. Man begann Klaus mit seiner Angstlichkeit zu verspotten, der Feinde witterte, während im ganzen Natangen kein preussischer Krieger sei. Ja, es wurden hier und da Reden laut, es sei eitel Spiegelfechtere, Klaus habe der Fremden selber zur Flucht verholffen und wolle dies nun durch seine Zurüstungen nur verdecken. Klaus hörte selber etwas derart und es wallte heiß in ihm auf, doch bezwang er sich und versah ruhig sein freiwillig übernommenes Amt. Es blieb auch am nächsten Tage noch ruhig; erst gegen Abend zeigten sich am Horizont verfängliche Staubwolken, welche wohl das Herannahen einer Kriegsschar bedeuten konnten.

Fast alle Anwesenden waren auf der höchsten Turmzinne versammelt und spähten in die Ferne. Die Wolken kamen näher und näher; man sah in der Abendsonne Waffen aufblitzen. Anfangs glaubte man, es könne die heimkehrende Schar des Marschalls sein, doch bald wurde es immer zweifelloser, daß ein feindlicher Heerhaufe heranziehe. Die Spötter, welche Klaus so lange verhöhnt hatten, wurden still; es schien, als sollte es Ernst werden mit seiner Befürchtung.

Ritter Konrad als der Älteste hatte den Oberbefehl, und mit ruhiger Bestimmtheit schickte er Jeden auf seinen Posten. So lange als möglich wollte man versuchen, die Burg zu halten. Die Nacht sank hinab, man konnte die Nahenden nicht mehr unterscheiden; voll Ungeduld und doch mit einer gewissen Bangigkeit harrten Alle des Morgens. Ein Knecht schlug vor, man solle das Dunkel benutzen, so lange es noch Zeit sei, und in Rähnen über das Gaff nach Königsberg entfliehen, die Burg werde doch aufbrennen, ob

so oder so. Doch Konrad wie Klaus fuhren ihn zornig an. Dagegen beschloß man, den Versuch zu wagen, einen Boten an den Marschall Holdenstete abzusenden und ihn von der Gefahr zu benachrichtigen. Wenn es gelang, auf einem Boot in das Haff und in den nahe mündenden Frischingsfluß zu kommen, so konnte er, diesen aufwärts rudern, den Feind umgehen und der ausgezogenen Kriegsschar folgen, denn Holdenstete hatte die Absicht gehabt, gleichfalls den Fluß aufwärts zu ziehen und bis in das Kreuzburger Gebiet einzufallen.

Einer der Kriegsknechte, ein junger, verwegener Bursche, wurde dazu ausersehen; man ließ ihn an Stricken über die Mauer, drunten tauchte er wie eine Rake ins Dunkel und verschwand. Mit Spannung horchte man auf jeden Laut.

Von der andern Seite her näherten sich die Feinde immer mehr, doch schien es, daß sie die Burg zu überraschen dachten, denn man hörte kaum ein Geräusch, welches ihre Nähe verriet.

Konrad und Klaus standen nebeneinander, scharf über die Mauer spähend, wo der Hinabgelassene verschwunden war. Da huschte ein Schatten durch das niedrige Kiefern-  
gestrüpp, bald darauf hörte man einen leisen Ton, wie das Aufschlagen eines Ruders, dann war wieder alles still.

„Wenn er durchkommt und den Komtur erreicht, kann er bis zum nächsten Abend zu unserer Hilfe hier sein,“ sagte Klaus leise.

„Bis dahin ist vielleicht die Burg samt uns in  
Flammen aufgegangen,“ entgegnete Konrad düster.

Die kurze Sommernacht war bald vorüber; schon in der Dämmerung sah man, daß die Befürchtung keine übertriebene war. Die Burg war von einem feindlichen Heere

von allen Seiten eingeschlossen. Und kaum hob sich die Sonne, als auch schon aus einer großen Wurfmaschine ein Stein gegen das Burgthor krachte. Mehrere Belagerungstürme, welche während der Dunkelheit herangeschafft waren, Sturmböcke und Leitern sah man in Bereitschaft, und fast von allen Seiten zugleich begann der Angriff. Mutvoll verteidigten sich die Angegriffenen. Es schien, als verdoppele die Gefahr ihre Kräfte. Unermülich allen voran war Klaus; bald stand er neben Konrad beratend, was am zweckmäßigsten zu thun sei, bald eilte er umher, die Knechte anspornend und Auschau haltend, wo etwa die Gefahr am nächsten sei.

Soviel man konnte, suchte man anfangs den Schein zu erwecken, als sei die Burg vollzählig besetzt, doch war es nicht lange möglich, die Feinde zu täuschen. Zielte man auch noch so gut mit den Wurfgeschossen und beilte man sich an einer anderen Stelle, den Pfeilregen der Feinde ebenso zu erwidern, so war doch das Häuflein in der Burg gar zu winzig und die Verluste, welche sie dem angreifenden Heere schlagen konnten, zu verschwindend. Bald auch mußten sie das Schießen ganz einstellen und sich nur darauf beschränken, das Feuer zu löschen, welches bald hier bald da von den Feinden angelegt, über die Burgwehr emporleckte. Dazu waren auch schon einige verwundet und konnten nur mit Anstrengung noch Hülfe leisten.

Wieder standen Ritter Konrad und Klaus auf einen Augenblick nebeneinander.

„Es ist bald nicht mehr möglich, soviel Wasser heranzuschaffen, als sie neue Brände anlegen,“ sagte Klaus. „Dazu brennt die Sonne so entsetzlich; es ist alles trocken wie Zunder.“

Konrad nickte trübe dazu, dann fragte er: „Erkennt Ihr den Führer?“

„Es ist Herkus Monte. Ich erkannte sein Banner schon früh am Morgen und ich sah ihn auch selber; dort ist er, allen voran.“

Klaus hatte allerdings den Preußenfürsten schon lange erkannt, doch da er wußte, wie gefürchtet sein Name war, hatte er es vor den andern verschwiegen. Ihn selber hob der Gedanke, mit diesem Manne im Kampf sich zu messen; er wäre am liebsten hinausgestürzt, ihm Auge in Auge gegenüber zu stehen.

Unterdes erhob sich lautes Getöse vor dem Burgthor und rief ihn nach dort. Mit gewaltigen Sturmböcken versuchten die Feinde, das Thor aufzubrechen. Auf Klaus' Ruf eilten die meisten herbei, das Thor zu schützen. Man warf von oben her Steine und Lanzen auf die Stürmenden, doch schon krachte das starke Eichengebälk, es konnte nicht mehr lange widerstehen. Da schallte von draußen her Herkus Montes Stimme:

„Hierher, Symeko, ans Thor!“ und die obenstehenden sahen den Preußenfürsten selber gegen das Thor anstürmen.

Auch Ritter Konrad stand dort und übersah die Gefahr. Er hörte das Krachen unter sich; im nächsten Augenblick konnten sie alle verloren sein.

„Gebt das Thor auf; wir halten es nicht. Zurück nach dem Turm!“ rief er den Seinen zu.

Noch wollten die im Kampfe Erhitzten nicht weichen, doch da erscholl hinter ihnen Siegesgeschrei; an anderer Stelle war die Mauer vom Feinde überstiegen. Raum

gelang es noch, in Eile alle jetzt zu sammeln und Zuflucht in dem feuerficheren Turme zu suchen.

Klaus war der letzte, hinter welchem sich die Pforte desselben schloß. Es war ihm doch vergönnt gewesen, als das Thor einstürzte, Monte selber gegenüber zu stehen und, hätte Konrad ihn nicht zurückgerissen, er hätte sich nur tiefer in die Feinde hineingehauen.

Weniges später loderte die Burg in hellen Flammen auf, nur der aus großen Feldsteinen errichtete Turm trotzte der Gewalt des Feuers.

Als Ritter Konrad drinnen seine kleine Schar überzählte, zeigte es sich, daß einige fehlten und die meisten schwerer oder leichter verwundet waren. Klaus war einer der wenigen, die unverletzt geblieben; wie ein Wunder erschien es fast, denn er war bis zuletzt überall dort gewesen, wo die Gefahr am höchsten.

„Die Sache steht nicht zum besten mit uns,“ sagte Konrad; „ich wollte, der Marschall käme heim, ehe die Sonne sinkt, sonst machen sie zuletzt auch diesen Turm der Erde gleich.“

„Wie Ihr verzagt seid!“ schalt Klaus. „Die heilige Jungfrau hat uns bis hierher beigestanden, sie wird uns auch ferner nicht verlassen.“

Der Alte blickte ihn kopfschüttelnd an. Was war mit ihm vorgegangen? Er, der zuerst die Gefahr befürchtet, ehe sie da war, den alle als überängstlich verspottet, war jetzt der Zuversichtlichste. Schon drunten im Hof war er einhergegangen, als sei der Kampf nur eine angenehme Kurzweil.

„Ich vertraue der Mutter Gottes gewiß nicht weniger

als ein anderer," brummte Konrad; „aber die Burg brennt doch, das seht Ihr. Sie ist dem Orden verloren, das ist der größte Schade; an uns selber liegt nicht so gar viel.“

„Warum wäret Ihr denn so ängstlich bedacht, uns in diesen Steinkasten zu retten? Ich wäre am liebsten drunten geblieben und hätte gekämpft, bis sie mich erschlagen hätten.“

„Damit hättet Ihr der Sache des Ordens wenig genützt. Wozu ein Leben zwecklos wegwerfen, das noch zu anderer Zeit nützlich werden kann? Wer wie ich in diesem Augenblick die Verantwortung für andere trägt, darf keine Tollkühnheit zugeben.“

Drunten hatten die Feinde indes vollauf Beschäftigung, die brennende Burg zu durchsuchen und daraus für sich zu retten, was noch von den Flammen verschont war. Aus der Kapelle und dem Refektorium wurde hinausgeschleppt, was sie fanden, und war die Beute auch nicht groß, so war sie ihnen für den Augenblick doch wichtiger, als die im Turme Eingeschlossenen, schienen ihnen diese doch für alle Fälle sicher zu sein. Endlich nötigten aber die mehr und mehr um sich greifenden Flammen die Plünderer zum Rückzug. Außerhalb des Burgwalles lagerten sie sich, um abzuwarten, bis das Holzwerk herunter gebrannt sein würde. Inzwischen suchte man sich an Met, welcher herbeigeschafft, und an einigem Wein, den man in der Burg gefunden, zu neuem Angriff zu stärken. So hatten die Belagerten für den Augenblick nur gegen das verheerende Element zu kämpfen, dessen Flammen von unten her an dem Turme hinaufleckten und durch Fenster oder Mauerspaltten Einlaß suchten.

Draußen hielt Monte mit seinen Erprobtesten Kriegsrat.

„Mit ein Paar guten Sturmböcken rennen wir das ganze Ding über den Haufen“, meinte der alte Glottiner, der wieder in Montes Heer mitzog.

„So leicht ist das nicht,“ entgegnete Monte; „wenn es nicht wahrscheinlich wäre, daß der Komtur bald zurückkehrt, würde ich abwarten, bis der Hunger sie etwas mürber gemacht hat. Sie fochten ja heute wie Rasende. Ich hätte nie geglaubt, daß diese Handvoll Menschen die Burg so lange halten würden.“

„Der Berwegenste war der junge Weißmantel,“ fügte ein Anderer hinzu. — „War das nicht der Eckstein?“ fragte Symeko. Monte nickte.

„Er war es. Ich hatte ihn dicht vor mir und hatte Not, mich vor seinen Hieben zu schützen.“

Da man der möglichen Rückkehr des Komturs halber keine Zeit verlieren wollte, so schritt man wieder zum Angriff, sobald die brennenden Balken zusammengestürzt waren und man sich über die Trümmerhaufen einen Weg bahnen konnte. Doch hatte Monte recht gehabt; das steinerne Gemäuer setzte den Belagerungsmaschinen festen Widerstand entgegen. Darüber war endlich die Sonne gesunken, und die hereinbrechende Dunkelheit machte dem Kampfe ein vorläufiges Ende. — Man nutzte im Turme die kurze Spanne Zeit, bis der Morgen ihn wieder erneuern würde, sich durch Schlaf neu zu kräftigen. Klaus übernahm allein die Wache auf der Turmzinne, von wo er weite Umschau hatte. Einige hatten sich neben ihm zum Schlaf niedergelegt, Ritter Konrad mit den Übrigen befanden sich in den unteren Räumen.

Klaus war immer noch in gleicher Erregung, nur von dem einen Wunsche beseelt, nochmals mit den Feinden hand-

gemein zu werden. Nomedas Worte, sie wünsche ihn einst als Helden im Kampfe zu sehen, klangen beständig in seiner Seele. Nomedas Bild und das der heiligen Jungfrau, zu welcher er während der einsamen Nachtwache inbrünstige Gebete empor sandte, schmolzen in einander, ohne daß er sich dessen bewußt wurde. Auch draußen im Feindeslager hatte man den Schlaf gesucht; fast lautlose Stille herrschte ringsum. Klaus starrte in die Dämmerung hinaus, die sich allmählich erhellte, während der östliche Himmel sich mehr und mehr in rosa Farbentöne kleidete. Klaus beobachtete die röter und röter werdenden Wolkenballen, welche beständig ihre Gestalt wechselten.

Da — was war das? Er fuhr empor und starrte verzückt nach der Stelle, an welcher die Sonne in Bälde emporsteigen mußte. Das war die Mutter Gottes selber, in leuchtenden Wolken schwebend; ein wallendes weißes Gewand umgab ihre Gestalt, leuchtendes Goldhaar fiel auf die Schultern nieder und auf dem Haupte glänzte eine Strahlenkrone. In der Hand aber hielt sie ein Schwert, mit welchem sie Klaus zu winken schien.

„Seht, seht!“ schrie Klaus, die neben ihm Schlafenden rüttelnd, „in den Wolken steht die heilige Jungfrau selber und winkt uns mit dem Schwerte. Sie will uns beistehen im Kampfe.“

Die Schläfer fuhren auf, rieben sich schlaftrunken die Augen und vermochten kaum dorthin zu blicken, wo soeben die ersten Sonnenstrahlen über dem Horizont aufblitzten.

„Seht Ihr sie nicht?“ rief Klaus erregt. „Gerade über dem Sonnenball. Sie winkt uns noch immer!“

„Ja, ja, ich sehe sie,“ riefen ein Paar der Genossen,

ohne daß es ihnen völlig klar war, welch' ein Wunder eigentlich zu sehen sei.

„Ruft den Bruder Konrad und die andern herbei,“ befahl Klaus, und sofort stürzte einer hinab, drunten aufgeregt berichtend, daß alle das Wunder gesehen.

In wenigen Augenblicken waren sämtliche Genossen, welche sich im Turme befanden, droben auf der Zinne versammelt, wo Klaus immer noch verückt nach derselben Stelle starrte und jedem Hinzukommenden wies, wo die Erscheinung sich gezeigt habe. Zwar fiel es den aus dem dunkeln Innenraum Kommenden noch schwer, in den blendenden Morgenhimmel hinein zu schauen, doch suchten sie voll Andacht und Erregung ihre Augen zu zwingen, um noch ein Zipselchen der Mutter Gottes selber zu sehen. Ein alter Kriegsknecht nur ließ es sich einfallen, etwas von Narrenspossen zu brummen, doch kam er hiermit schlecht an. Es sei nur die Strafe für sein sündhaftes Leben, rief man ihm zu, daß er nicht gewürdigt werde, solch ein Wunder zu schauen, wo es doch offenbar vor aller Augen sei; denn es zweifelte nun schon niemand daran, daß er selber die heilige Jungfrau am Himmel habe schweben sehen. Es war ja nicht etwas so ganz Unerhörtes, daß sie sich bedrängten Ordensrittern zeigte, um ihren Mut neu zu beleben.

Auch von andern Orten hatte man von solchem Wunder gehört. Mitunter war sie den Kämpfenden in der Schlacht erschienen, und ihr Anblick hatte die Heiden in die Flucht geschlagen, oder es hatten sie auch Hartbelagerte gesehen, immer aber hatte sie Hülfe gebracht. So hoffte man auch hier sicheres Heil von ihrem Erscheinen und andachtsvoll

und begeistert stimmten die Versammelten ein Loblied zu Ehren der Himmelkönigin an.

Der Gesang klang laut und feierlich hinaus in die feuchte Morgenluft und der Wind trug die Klänge hinunter in das Preußenlager. Hier war das erregte Treiben nicht unbeachtet geblieben. Monte stand schon lange und beobachtete scharf die Vorgänge auf dem Turme. Neben ihm saß der alte Glottiner; beide waren schweigsam. Jetzt trat auch Symeko hinzu.

„Was haben sie denn eigentlich?“ fragte er den Preußenfürsten. „Mir scheint es wenig an der Zeit für die da oben, Lieder zu singen.“

„Sie schauen beständig nach Sonnenaufgang,“ entgegnete Monte; „ob es möglich sein könnte, daß ihnen Hülfe von Königsberg her käme? Es hat fast den Anschein, als ob sie in jener Richtung etwas erblickten. Nimm ein Paar Krieger mit Dir und seht, ob jenseits dieses Gebüsches irgend etwas zu entdecken ist. Vielleicht kommen Schiffe übers Haß.“

Symeko ging, der Glottiner aber zuckte verächtlich die Achseln.

„Es wird garnichts hinter dem ganzen Lärm sein. Sie sind Narren alle zusammen und singen vielleicht nur die Sonne an. Laß uns zum Angriff gehen, damit ihnen das Singen ausgetrieben wird.“

Sein Rat wurde befolgt und bald war die ganze Kriegsschar in Thätigkeit, um den Turm zu überwältigen. Symeko kehrte zurück mit der tröstlichen Meldung, daß weder fern noch nah irgend etwas Verdächtiges zu sehen sei; so konnte man denn alles zur Erstürmung heranziehen,

ohne die Gefahr eines plötzlichen Angriffs im Rücken zu befürchten.

Es sollte für die Belagerten ein heißer Tag werden, der auf diesen Morgen folgte, doch wirkte der Glaube an die Himmelserscheinung in der That Wunder. Mit einer Kühnheit, welche bewundernswürdig, schlugen sie jeden Angriff der Feinde zurück, so daß bald niemand mehr sich in die Nähe der Turmpforte, des einzigen Zuganges zu dem steinernen Berließ, wagen wollte, da die Geschosse von innen heraus oder die Steine, die von der Turmzinne geschleudert wurden, selten ihr Ziel verfehlten. Zwar erhöhte sich auch mit jedem vergeblichen Angriff die Wut der Belagerer. Der alte Glottiner schwur, sie alle da drinnen im Feuer zu rösten, wenn er sie nur erst hätte, und Monte ballte die Faust und fluchte dem alten Steinkasten, welcher ihm so viel seiner besten Krieger koste.

Er befahl schließlich, vom Angriff abzulassen und in festem Ringe umher zu lagern, damit sie nicht bei Nacht hindurch entweichen könnten.

„Es ist klüger, wir schließen sie ein und lassen den Hunger erst bei ihnen einziehen. Wenn der Marschall zurück kommt, sind wir mit einem ausgeruhten Heere besser imstande, einen Kampf mit ihm aufzunehmen, als wenn wir unsere Leute fortgesetzt abhezen. Wer weiß auch, wieviel er von seiner Schar zurückbringt? Und sicher ist dieselbe von dem Zuge ermüdet und wird nicht all zu schwer zu überwinden sein.“

So wurde der Sturm denn einstweilen eingestellt.

Inzwischen ging auch der zweite Tag seinem Ende entgegen. Voll Ungeduld und Erwartung spähte man von

der Turmzinne gen Süden, woher der Marschall mit den Seinen kommen mußte, doch immer noch war nichts zu erblicken. Man gab schon die Hoffnung auf, daß der ausgesandte Bote ihn getroffen habe, und da die Sonne sank, sah man ihr weniger hoffnungsfreudig nach, als man am Morgen ihr Kommen begrüßt hatte.

Wieder deckte die Nacht alles ringsum mit Dunkelheit, zum dritten Male, seit man der Feinde ansichtig geworden. Im Lager war es still geworden, nur Symeko, welcher die Aufsicht über die Nachtwachen hatte, umkreiste mit den Seinen öfter den Turm, oder horchte gen Süden hinaus, da man auch hier den Komtur in jener Richtung zurück erwartete. Niemand, weder im Lager der Preußen, noch in dem eingeschlossenen Turme achtete darauf, daß über das Haff her sich Schiffe näherten und vorsichtig alles Geräusch vermeidend, unfern der Burg vor Anker gingen.

Es war Marschall Goldenstete mit den Seinen.

Der Bote hatte ihn getroffen, nachdem er das Kreuzburger Gebiet schon hin und her durchzogen und alles, was sich widersezt, von ihm niedergeworfen war. Die Nachricht, daß der Feind vor der Brandenburg sei, hatte ihn sehr erschreckt, wußte er doch am besten, daß die Besatzung zu einer Verteidigung derselben nicht ausreiche. Doch war es ihm unmöglich, mit dem erschöpften Heere sofort auf kürzestem Wege zurück zu kehren. So hatte er denn seinen Weg über Königsberg genommen, um dort seinen Kriegern erst eine kurze Ruhe zu gönnen, ehe er sie zu neuem Kampfe führte. Auf Burg Königsberg erfuhr er freilich, daß man Brandenburg bereits habe brennen sehen, doch hoffte er,

vielleicht noch etwas retten zu können oder im schlimmsten Fall am Feinde Rache zu nehmen. Sobald es möglich war, hatte er sich mit den Seinen, verstärkt durch Hülfe aus Königsberg, eingeschifft, und benutzte klug die Dunkelheit, dem nichts ahnenden Feinde in den Rücken zu fallen. Fast Alle schon waren ausgeschifft, ehe das Geräusch von Waffen die Aufmerksamkeit der Wachen im Lager erregte.

„Hoïho! Feinde! Feinde!“ schallte plötzlich Symekos Alarmruf durch das Lager hin. Mit schnellen Sätzen war er neben Monte, ihn verständigend, daß vom Haß her Gefahr zu drohen scheine. In Gedankenschnelle war alles im Lager munter und in Waffen, dennoch war es zu spät, eine Ordnung herzustellen, um dem Feinde entgegen zu treten. Als Holdenstete das Alarmgeschrei vernahm, stürzte er sich, weitere Vorsicht für überflüssig erachtend, mit den Seinen auf das preußische Heer. Dasselbe war an Stärke der Ordensschar bei Weitem überlegen, doch in dem unsicheren Licht des kaum hereindämmernden Tages war es für Monte unmöglich, die Überraschten zusammen zu halten. Wohl hatten sich die Besten um ihn geschart und er versuchte mit ihnen dem Angriff zu widerstehen, die größere Masse aber, erschreckt durch das unvermutete Erscheinen des Marschalls von dieser Seite her, hielt nicht lange Stand. Bald größere, bald kleinere Scharen wandten sich zur Flucht.

Auch im Turm hatte Symekos Weckruf Schrecken verbreitet, glaubte man doch anfangs, der Feind wolle plötzlich durch nächtlichen Ueberfall sie überwältigen. Bald aber erkannte man die wahre Ursache, und mit Jubelruf stürmten nun die so lange Eingeschlossenen hinaus, sich mit

den Freunden zu vereinigen. Klaus war wieder Allen voran, mit wuchtigen Hieben sich eine Gasse bahrend. Dieser Angriff von einer zweiten Seite her, so schwach derselbe auch nur war, löste vollends alle Ordnung im preussischen Heere. Immer stand zwar der Kern noch um Herkus Monte; mit verzweifelter Anstrengung versuchte dieser immer wieder die Angreifer zurückzuwerfen, doch als endlich die Sonne emporstieg und den Kampfplatz beleuchtete, sah er, daß sein Heer um ihn her zerschmolzen war, wie Schnee. Es war nutzlos, das Leben derer, welche Stand gehalten hatten, zu opfern. So suchte er mit Mühe sich nach einem Gehölz durchzuschlagen, von wo aus ein leichteres Entkommen möglich war. Kaum aber wandte sich ihr Anführer zum Rückzug, als sich auch der Rest des Heeres in wilder Flucht auflöste. Bald war der eigentliche Kampfplatz leer, denn die Ordensschar folgte den Flüchtigen, soweit es möglich war, und Mancher erlag noch ihren erbitterten Hieben.

Als Holdenstete später sein Heer sammelte, gab es ein Jammern und Wehklagen über die niedergebrannte Burg. Was mit soviel Mühe in Jahren hier errichtet, war in einem Tage von der Erde vertilgt worden und nur ein trauriger Schutthaufen bezeichnete die Stelle, an welcher die Brandenburg gestanden hatte.

In dem Turngemach ließ Holdenstete sich von Konrad den Hergang berichten. Durch den Boten hatte er zwar schon von Guzes Flucht und dem Anzuge des Feindes erfahren, auch hatte dieser angedeutet, Klaus habe dem jungen Weibe zur Flucht geholfen. Der Komtur ließ sich nun von Konrad wiederholen, was er schon wußte, und genau den Fortgang schildern. Als er zu der Erscheinung der

Mutter Gottes kam, fragte Goldenstete aufmerksam, wer alles dieselbe gesehen und wie sie erschienen.

Hierauf mußte Klaus kommen und der Komtur befragte ihn scharf nach allen Einzelheiten, zumal nach seinem Zusammentreffen mit Guze und den näheren Umständen ihrer Flucht. Klaus gab ruhig und genau Auskunft über alles, soweit er es vermochte.

„Wißt Ihr, daß man Euch beschuldigt hat, der Preuszin zur Flucht geholfen zu haben?“ fragte Goldenstete, als er geendet.

„Daß die Knechte unter sich davon sprachen, weiß ich; daß man Euch dieses zutragen würde, glaubte ich nicht.“

„Und da man es mir zutrug, — was habt Ihr dazu zu sagen?“

Klaus wurde rot vor Scham und Zorn.

„Soll ich versichern, daß ich es nicht that? Ich verdiente doch an dieses Turmes Finne erhängt zu werden, wenn ich so ehrlos hätte handeln können. Und zu welchem Zweck? Um selbst bei einem Haar hier ums Leben zu kommen? Wenn Ihr es überhaupt für möglich haltet, dann ist es besser, Ihr nehmt mir den Mantel ab und richtet mich, wie Ihr wollt und könnt.“

Er war blaß geworden während des Sprechens und ein Paar Blutstropfen rannten unter dem Haar hervor über die Stirn.

„Seid Ihr verwundet?“ fragte Goldenstete darauf deutend.

„Ich glaube, ja“, entgegnete Klaus finster, „aber es wird nicht genügen, um daran zu sterben.“

„Ihr redet, wie es sich nicht dem Gebietiger gegenüber geziemt, doch ich will es Eurer Erregung nicht anrechnen. Daß Ihr tapfer gefochten, ist mir ebenfalls gesagt worden. Und ich will es als Gottesurteil für Euch ansehen, welches Euch von allem Verdacht freimacht, daß Ihr gewürdigt wurdet, die Erscheinung der heiligen Jungfrau zu sehen.“

„Andernfalls also hättet Ihr an diese Ausgeburt böshafter Köpfe geglaubt?“ fragte Klaus trotzig. „Ich hoffte, Ihr würdet besser von mir denken.“

Goldenstete schwieg und blickte ihn ernst prüfend an. Dann trat er zu ihm, reichte ihm die Hand und sagte bewegt: „Nein, ich hätte es auch dann nicht geglaubt. Nicht nur des Wunders wegen, um Eurer selbst willen vertraue ich Euch. Laßt Euch das genügen und geht jetzt nach Euren Wunden zu sehen.“

Mehrere Wochen später stand Herkus Monte unter der alten Hofflinde seiner Burg neben seiner Tochter. Er hatte dieser von dem Sturm auf die Brandenburg berichtet. Sein Zorn über den schlechten Ausgang des Unternehmens war verflogen, nachdem er weiter im Lande sein Heer von Neuem gesammelt hatte. Es gab doch wieder eine Ordensburg weniger im Lande.

Romeda hatte ihm aufmerksam zugehört; auch sie hoffte, wie ihr Vater, fest auf den endlichen Sieg ihres Volkes.

„Unter denen, welche in der Burg waren, befand sich auch der Ritter von Eckstein,“ fügte Monte hinzu.

Romeda wurde ein wenig bleicher und wandte den Kopf zur Seite.

„Ist er gefallen?“ fragte sie.

„Nein, ich sah ihn zuletzt unter denen, welche uns verfolgten. Er hat gekämpft wie ein junger Stier, der Erste beim Angriff und der Letzte beim Rückzug. Nichts mehr scheint an ihm zu sein von dem düsteren Mißmut, welcher ihn hier besiel.“

Nomeda wandte ihr Haupt wieder zurück, dem Vater zu; ihr Auge glänzte.

„Ich hoffte immer, diese Kunde zu hören. Ich danke Dir, mein Vater,“ sagte sie einfach.





## Elftes Kapitel.

Holdenstete hatte mit den Seinigen Unterkunft in den andern Burgen suchen müssen. Man mußte auf bessere Zeiten warten, um die niedergebrannte Burg wieder aufzubauen, und inzwischen nur zu verhindern suchen, daß nicht anderen dasselbe Schicksal bereitet wurde. An der Weichsel standen die Sachen noch immer ebenso schlecht; von Marienwerder und Christburg war kaum viel mehr übrig, als von der Brandenburg. Die städtischen Ansiedlungen waren gänzlich verwüstet und die Burgen arg vom Feinde geschädigt.

Eine allgemeine trübe Stimmung fing mehr und mehr an, unter den Ordensbrüdern um sich zu greifen. Wie sollte es werden, wenn nicht bald Hülfe aus dem Reich kam? Ohne Zufluß von außen erschöpften sich die Kräfte täglich mehr. Sollte man schließlich doch aufgeben müssen, wofür soviel Blut geflossen war? Immer noch reiste der Hochmeister in Deutschland umher, von einem Fürstenhof zum andern, um einen neuen Kreuzzug ins Leben zu rufen.

Doch man war des beständigen Drängens schon müde geworden. Wohl hatte König Ottokar von Böhmen dem Papste gelobt, nochmals mit dem Schwerte in das Preußenland zu ziehen, doch dringende Geschäfte hielten ihn immer noch daheim fest, und es war kaum abzusehen, wann er sein Versprechen einlösen würde. Ebenso hielten die meisten andern Fürsten den Orden mit Verheißungen hin, und in der That hatten sie daheim soviel ihnen näher liegende Sorgen und brauchten bei der allgemeinen Unsicherheit im Lande die eigene Kriegsmacht so nötig, daß man sich kaum über diese Saumseligkeit wundern konnte.

Zudem war es häufig auch recht zweifelhaft, ob die Fürsten nicht vielmehr selbstsüchtige Zwecke verfolgten, als daß sie aus Glaubenseifer dem Orden zu Hülfe eilten. Die Zeit schwärmerischer Begeisterung für derartige Tüde war vorüber, soviel man sich auch bemühte, künstlich dieselbe nochmals anzufachen. Man wußte im Orden, daß Ottokar von Böhmen sich vom Papste die Zusicherung hatte erteilen lassen, daß alles Land, welches er den Heiden neu entreißen würde, unter seine Herrschaft kommen sollte, und war deshalb bemüht, vorsichtig ein Abkommen zu treffen, um nicht selber in den eigenen Rechten geschädigt zu werden. Einmal bereits hatte der böhmische König einen Zug in das Preußenland unternommen, das war vor Jahren gewesen, als der Orden zum ersten Male um den Besitz des Samlandes rang. Damals hatte großes Waffenglück sein Unternehmen begleitet; mit seiner Hülfe war das Samland unterworfen und auf dem Berge Zwangste die Burg Königsberg erbaut worden. Doch schien es, daß ihm die kriegerischen Ehren, welche er hier erworben, allein nicht genügt hatten.

Unter fortwährenden Kämpfen ging der Sommer hin. Haldensfete war mit der ehemaligen Besatzung von Brandenburg zur Verstärkung der westlich gelegenen Burgen geeilt und hatte hier nun reichlich Gelegenheit an denselben Theil zu nehmen. Hatte man kaum die Feinde auf der einen Stelle zurückgeschlagen, so brachen sie auf einer andern mit neuer Gewalt hervor. Da dem Orden die Macht fehlte, ihnen ins Land hinein nachzugehen, so war man gezwungen, sich auf die Verteidigung zu beschränken, und es war nicht abzusehen, wie lange in solcher Weise der Kampf noch dauern würde.

Da kam endlich aus dem Reich die tröstliche Kunde, daß mehrere Fürsten ernstlich rüsteten. Man atmete auf und wartete voll Sehnsucht auf ihr endliches Eintreffen, doch immer wieder verzögerte sich dasselbe. Der Spätherbst war schon ins Land gezogen und hatte mit unermesslichen Regengüssen den Boden erweicht, sodaß fürs erste ein unwilliger Waffenstillstand hergestellt war.

Die Ritter saßen in ihren Burgen eingeschlossen, als belagere sie der Feind, da es für einzelne leichtbekleidete Fußgänger schwer, für eine Anzahl schwerbewaffneter Reiter dagegen völlig unmöglich war, durch diese grundlosen Flächen Landes umher vorzudringen. Die Preußen aber zogen durch das Land, die Striche leichteren Bodens flug ausnützend, sengten und brannten, wo sie auf Anhänger des Ordens trafen, ließen aber die Burgen selber unbehelligt, da sie mit Belagerungsmaschinen nicht herankommen und ohne solche nicht viel ausrichten konnten.

Da endlich, der Herbst sollte bald in den Winter übergehen, kam die Nachricht, König Ottokar von Böhmen und

mit ihm der Markgraf Otto von Brandenburg seien mit einem großen Heere jenseits der Weichsel angelangt. Es war eine große Aufregung unter Freund und Feind, welche diese Kunde hervorrief. Der Orden rüstete eine Schar aus, unter den erschwerendsten Umständen den Ankömmlingen bis an die Weichsel entgegen zu reiten, um sie hier zu begrüßen. Die Preußen dagegen stellten ihre Streifzüge ein und zogen sich in ihre Wälder zurück, abwartend, ob man ihnen hier folgen werde.

Das Kreuzheer überschritt die Weichsel, doch überzeugten sich seine Führer bald, daß man vorläufig nichts machen könne und den Eintritt des Frostes abwarten müsse. Bis hierher waren sie größtenteils durch sandige Strecken Landes gezogen, erst in der Nähe der Weichsel begann der schwerere Boden, doch hoffte man anfangs, sobald man das Flußthal durchzogen hätte, wieder leichter vorwärts zu kommen. Auf preußischer Erde angelangt, sah König Ottokar jedoch zu seinem Bedruffe bald ein, daß ein Feldzug hier zu dieser Jahreszeit unmöglich sei. Nur mit Anstrengung bewegte sich das Heer weiter und man sagte ihm, daß weiter landeinwärts große Sümpfe vollends unüberwindlich seien. So ergab er sich denn darein und schlug vorerst ein Lager auf, um hier abzuwarten, bis endlich Frost eintreten und die aufgeweichte Erde gangbar machen würde.

Um dem Orden vorläufig doch irgendwie nützlich zu sein, begann er Unterhandlungen mit dem Herzoge von Pomerellen und es gelang ihm, denselben zu einem Friedensschlusse zu bestimmen. Die kleinen Reibereien mit den Grenznachbarn und die beständige Furcht, daß sie sich offen auf Seite der Preußen stellen würden, hatten den Rittern

manche unruhige Stunde gekostet; so war man nun dieser Sorge für eine Weile ledig. Zu weiteren Unternehmungen blieb es aber gleich ungünstig.

Schon war das neue Jahr angebrochen und immer noch wollte sich die Witterung nicht ändern. Um nicht gänzlich müßig zu liegen, beschloß man endlich, den Aufbau der niedergebrannten Städte und Burgen zu betreiben. Ottokar zog mit seinem Heere nach Marienwerder und ließ dieses unter dem Schutz seiner Waffen neu erbauen, während der Markgraf von Brandenburg zu gleichem Zwecke vor die verwüstete Brandenburg zog.

Im Heere des Markgrafen hatte Klaus zu seiner großen Freude seinen alten Freund Hans von Reichenbach wieder gefunden. Sie hatten schnell die alte Freundschaft erneuert, und sobald sie in Muße bei einander waren, tauschten sie ihre Erlebnisse während der letzten Jahre aus.

Klaus war unter den Rittern, welche den Markgrafen nach der Brandenburg begleiteten, und hier fand sich häufig Gelegenheit, mit dem Freunde in Ruhe zu plaudern. Hans war immer noch derselbe muntere Gesell, obgleich auch er mancherlei erlebt hatte, seit sie einander nicht gesehen.

Eines Tages saßen Beide wieder etwas abgesondert an einem Lagerfeuer. Um sie her saßen und lagen größere Gruppen bei einander, trinkend, würfelnd, auch wohl mit Singen die Zeit kürzend. Klaus blickte gedankenverloren nach dem Turme hinüber, in welchem sie sich damals gegen die Heiden verteidigt hatten; neben demselben begannen schon die Anfänge einer neuen Burg aus der Erde zu wachsen. Reichenbach unterbrach des Freundes Betrachtung plötzlich mit einem derben Fluch.

„Was hast Du?“ fragte Klaus erstaunt.

„Mich ärgern diese verdammten Heiden,“ gab Hans zurück.

„Sie lassen uns doch hier gänzlich in Ruhe,“ entgegnete Klaus. „Noch nicht einmal haben sie versucht, den Fortgang des Baues zu hindern.“

„Eben deshalb ärgern sie mich. Bin ich denn hierher gekommen, nur um Monate lang auf dieser verdammten nassen Erde zu liegen und zuzusehen, wie Häuser gebaut werden. Ich werde mich bald bei den Zimmerleuten als Handlanger anstellen lassen, da hat man doch etwas Vernünftiges zu thun. Man bekommt ja nicht einmal einen Preußen zu Gesicht.“

Klaus mußte lachen.

„Versuche doch, in ihre Wälder einzudringen, dann wirst Du sie schon finden.“

„Wenn dies eben ein Land wäre wie andere Länder, dann würden wir es schon alle versuchen. Meinst Du, der Markgraf sei nicht ebenso wütend, daß er hier nichts ausrichten kann, als diesen Trümmerhaufen wieder aufbauen zu lassen? Und gar erst der böhmische König. Er kam so begeistert her. Vom Papst hat er sich ein ganzes großes Reich schenken lassen, das wollte er sich nur holen, hier hinter Euch, Litthauen, Szamaiten und wie das da alles heißt. Und beim Durchgang dachte er Euch auch ein wenig zu helfen.“

„Hat er Dir dies alles anvertraut?“ fragte Klaus etwas spöttisch.

„Nun, selber freilich nicht, aber es ist doch so bekannt geworden unter uns. Es hat aber Niemand von uns daran

gedacht, daß man in diesem verdamnten Lande ertrinkt, wenn es regnet. Wir sind doch ohne Schwierigkeit bis an die Weichsel heraufgezogen.“

„Durch den märkischen Sand und Pomerellen“, lachte Klaus.

„Nun ja, freilich. Dort war doch zu Pferde weiter zu kommen; aber hier? Bis an die Knie und tiefer sinken die Pferde hinein, und wenn sie die Füße wieder herausziehen, sind es unförmliche Elefantenbeine geworden. Und dazu sagt Ihr Alle, die Wälder seien noch viel schlimmer. Was wollt Ihr eigentlich in einem solchen Lande? Laßt es doch den Heiden.“

„Und dann? Wollt Ihr uns ein Stück von der Mark Brandenburg abgeben?“

„Bewahre! Aber müßt Ihr denn durchaus Land besitzen? Die Johanniter und Templer haben auch kein eigenes Reich.“

„Unser Hochmeister und die andern hohen Gebietiger werden wohl besser wissen als wir beide, zu welchem Zweck dieser Kampf hier geführt wird,“ grollte Klaus.

Sie schwiegen eine Weile, dann sagte Reichenbach, um den Freund zu veröhnen: „Weißt Du noch, Klaus, als Du vor Jahren Dich in dem Walde dort drüben verirrt hattest und nachher von dem verwundeten Helden und seiner Tochter träumtest? Du glaubtest gar, Herkus Monte in eigener Gestalt gesehen zu haben.“

Klaus war erröthet.

„Und er war es doch gewesen,“ entgegnete er.

„In der That? Hast Du ihn später nochmals gesehen?“

„Ich sah sie Beide wieder, den Vater und die Jungfrau. Als ich gefangen war, lebte ich bei ihnen.“

Reichenbach, welcher zuerst nur im Scherz die Erinnerung wachgerufen hatte, wurde nun begierig, Näheres zu erfahren und drang mit allerlei Fragen in den Freund. Und Klaus berichtete, anfangs stotternd, dann eifriger werdend, alles was ihm auf Montes Burg begegnet war. Noch nie hatte er einem Menschen sein ganzes Herz so erschlossen und es war ihm eine Wohlthat, vor einer Freundesseele klar darzulegen, was ihn zu jener Zeit an inneren Kämpfen bewegt hatte. So erzählte er denn bis in die kleinsten Einzelheiten alles, wie es sich zugetragen.

Reichenbach hatte ihn anfangs noch mit scherzenden Fragen unterbrochen, doch wurde er mehr und mehr ernster und hörte schweigend Klaus zu. Als dieser endlich schwieg, sagte er:

„Du liebst das Mädchen noch.“

Klaus blickte ihn verwirrt an; er wußte nichts darauf zu entgegnen.

„Du liebst sie noch,“ wiederholte Hans unbeirrt, „wenn Du auch sagst, Du habest die Liebe überwunden. Du begehrst nicht mehr, sie zu besitzen, doch Du gedenkst ihrer, ihr Bild geht durch alle Deine Träume, im Schlafe wie im Wachen. Als Du sie mir beschriebst, mußte ich der Erscheinung gedenken, welche Du auf jenem Turme gehabt. Die heilige Jungfrau, wie Du sie sahst, glich genau der preussischen Fürstentochter.“

„Um Gottes willen! Wie meinst Du das?“

„Ich meine, Du hast in wachem Traume ihr Bild in den Wolken gesehen und in Deiner Thorheit gemeint, die Mutter Gottes erscheine Dir.“

„Die Andern haben die Erscheinung doch auch gesehen.“

Klaus war ganz entsetzt über diese Vorstellung. Reichenbach zuckte die Achseln.

„Es bilden sich häufig die Menschen ein, etwas zu sehen, nur um nicht Andern allein die Ehre zu lassen.“

„Du meinst also, es sei immer noch eine Sünde, wenn ich Nomedas gedenke?“

„Freund,“ sagte Reichenbach ernst, „ich bin kein Priester und weiß Dir nicht zu sagen, was Sünde ist. Wenn Du Dich in Deinem Gewissen nicht davon beschwert fühlst, ist es wohl für Dich keine Sünde. Ich weiß ja nicht, wie streng Eure Ordensregeln sind. Wenn ein Mann das Bild einer Jungfrau im Herzen trägt, so ist das nach meinem Denken keine Sünde. Dazu hat doch Gott die Männer und die Weiber so geschaffen. Ich meine nur, es ist eine Täuschung, wenn Du glaubst, Du habest es überwunden. Wer noch mit solchem Feuer von der Erwählten spricht, hat seine Liebe noch nicht begraben.“

„Aus meinen Gedanken lasse ich sie mir auch nicht rauben. Ich habe Keuschheit gelobt und habe das Gelübde nicht übertreten; mein Denken habe ich nicht verkauft. Das Andenken an das großherzige Weib hält mich aufrecht, daß ich nicht in Verzweiflung über mein Loß versinke.“

„Zeige mir einmal den Bernstein, den sie Dir gab,“ sagte Reichenbach.

Klaus zog die Schnur unter seiner Kleidung hervor und reichte sie dem Freunde. Hans betrachtete sie aufmerksam.

„Es ist recht gut geschnitten; ich glaubte nicht, daß sie so geschickt seien. Woraus aber mag wohl die Schnur gedreht sein? Sie ist so fest, als ob es lauter Sehnen wären.“

„Es schien mir, als sei ein Geheimnis dabei. Die heidnischen Priester haben es wohl gefertigt, denn ich sah in ihren Händen ähnliche Schnüre, auch sagte mir Komeda einst, ihre Mutter habe es von einer Priesterin erhalten. Es soll so stark sein, daß es einen Menschen trägt.“

Sie waren Beide so in die Betrachtung des Gegenstandes versunken, daß sie nicht beachteten, wie sie schon seit geraumer Zeit von einem der unfern Lagernden beobachtet wurden. Reichenbach sah zuerst auf und bemerkte es. „Stecke das Ding weg, man sieht nach uns,“ sagte er, nach dem Beobachter weisend.

Klaus blickte sich um.

„Der lange Jürgen,“ murmelte er ärgerlich, „muß der auch gerade hier sitzen und uns auf die Finger sehen!“

Gilg schlang er die Schnur wieder um und verbarg das Stückchen Bernstein. Lange noch saßen die Freunde plaudernd beisammen. Als sie sich endlich trennten, blickte Reichenbach kopfschüttelnd dem Freunde nach.

„Das ist nun derselbe Mensch, welcher vor wenig Jahren in Verzweiflung war, weil er mit einem Weibe gesprochen hatte,“ murmelte er. „Wie die Zeiten uns ändern!“

Die Brandenburg war endlich wieder aufgebaut und Goldenstete zog von Neuem als Komtur in dieselbe ein. Der Winter war aber darüber hingegangen, und man mußte

die Hoffnung aufgeben, daß der Frost noch kommen würde.

König Ottokar sowohl wie der Markgraf von Brandenburg konnten nicht länger ihre Reiche daheim ohne Oberhaupt lassen, um zwecklos hier auf günstigere Umstände zu warten. Für den Winter hatte man die Abwesenheit von der Heimat berechnet; da er vergangen war, rüsteten die Fürsten zum Aufbruch. Wohl ließen sie einen Teil ihres Heeres dem Orden zur Unterstützung zurück, doch war die Lage desselben kaum viel besser, als vor dem Winter. Es war sehr schwer gewesen, die großen Heere in dem von allen Theilen ausgeplünderten Lande zu ernähren, man hatte auch zu Ehren der Fürsten einigen Aufwand treiben müssen, nun sah man sie wieder abziehen, ohne daß ihre Anwesenheit im Lande wirklichen Nutzen gebracht hatte. Es war kaum zu verwundern, wenn man um wenigens freudiger in die Zukunft sah, als vordem.

Auf Seite der Preußen dagegen hatte dies thatenlose Abwarten eines großen Kreuzheeres den Mut neu gestärkt. Sie waren überzeugt, ihre Götter kämpften für sie; Potrimpos selber hatte diese Wassermassen geschickt, welche vom Himmel hernieder gerauscht waren; auch Perkunos würde ihnen beistehen und zum endlichen Siege helfen. So griffen sie dann, nachdem das Kreuzheer kaum das Land verlassen, den Orden von Neuem an. Die Stadt Marienwerder, nur zum Teil erst neu erbaut, lag bald wieder in Asche; das Kulmerland, dessen Bewohner meist Deutsche waren, wurde von neuem grauenvoll verwüstet und mit allen Mitteln suchten sie des Ordens Macht zuerst hier im Westen völlig zu vernichten.

So wurde das neue Jahr, welches man mit so großen Hoffnungen begonnen hatte, nicht besser, als es das alte gewesen. Wie aber sollte man hoffen, daß sobald ein neues Kreuzheer herbeiziehen werde, nachdem das letzte Unternehmen so traurig mißglückt war? Im Reiche fehlte immer noch ein Oberhaupt, welches durch kräftigen Beistand den Orden hätte unterstützen können; bei der großen Unsicherheit und Zerfahrenheit aller Verhältnisse war es kein Wunder, wenn die Fürsten sich nur ungern auf längere Zeit aus der Heimat entfernten. Nun kam noch ein neuer Unglücksschlag, der Papst starb und es war nicht abzusehen, wann endlich eine Neuwahl stattfinden werde. Bisher war von dieser Seite durch eifrige Kreuzpredigten gewirkt, stets neue Hülfe, wenn auch oft nur in kleinen Pilgerscharen, nach dem Kampfplatze im Preußenlande zu senden, jetzt sollte auch diese Unterstützung unterbrochen werden.

Der Landmeister Ludwig von Baldersheim, welcher alle diese schweren Jahre hindurch sein Amt verwaltet, verzweifelte endlich an dem Glück des Ordens und legte sein Amt nieder. Zwar bestürmte man ihn von allen Seiten, nicht durch sein Fortgehen auch noch Verwirrung unter die Brüder zu bringen. Er ließ sich nicht beirren, indem er meinte, er sei schon zu alt, habe sich alle diese schweren Jahre hindurch nutzlos abgemüht und sei so müde geworden; es seien ja jüngere Kräfte, welche der Aufgabe besser gewachsen wären. Auf seinen Wunsch wählte man den Komtur von Kulm, Konrad von Thierberg, zu seinem Vertreter, bis der Hochmeister aus Deutschland einen Andern zum Landmeister bestimmt habe.

Auch Goldenstete sprach davon, die Marschallswürde niederzulegen.

„Baldersheim und ich sind Genossen gewesen,“ sagte er, „seit in der unglücklichen Schlacht bei Löbau unsere Vorgänger fielen. Wir haben die Unfern von einer Niederlage zur andern geführt. Vielleicht haben Andere mehr Glück und zwingen den Sieg wieder zu unsern Fahnen zurück.“

Er wartete nur, bis ein neuer Landmeister ernannt war; sobald aber Dietrich von Gatersleben vom Hochmeister als solcher bestimmt ward, hielt ihn nichts mehr zurück sein Vorhaben auszuführen. Es war eine große Trauer unter den Brüdern, als die beiden Männer, welche die Zuneigung Aller besaßen hatten, von der Leitung zurücktraten. Baldersheim war sofort nach Deutschland zum Hochmeister geeilt; Goldenstete blieb als Komtur auf der Brandenburg. An seiner Stelle wählte man Konrad von Thierberg zum Ordensmarschall.

Klaus durfte seinem verehrten Freunde nicht nach der Brandenburg folgen, sondern wurde den Brüdern zu Christburg zugeteilt.

Man hatte auch diese Burg inzwischen möglichst wieder hergestellt, und Hermann von Schonenberg, derselbe, unter dessen Befehl Klaus einst nach Königsberg geritten, war zum Komtur derselben ernannt worden. Daß er gerade unter dieses Mannes Leitung kommen mußte, war Klaus wenig erfreulich. Er hatte mit Freuden die Botschaft begrüßt, daß er in Pomesanien bleiben sollte, wo bisher die meisten und heißesten Kämpfe ausgefochten waren, gegen Schonenberg hatte er jedoch schon früher eine starke Abneigung gehabt und auf jeder andern Burg wäre ihm der

Aufenthalt erwünschter gewesen. Ein Trost war es ihm nur, daß Hans von Reichenbach, welcher bei des Markgrafen Abzug nebst andern Rittern im Lande geblieben war, sein Genosse auf der Christburg sein sollte.

Die Kämpfe, welche man erwartet hatte, schienen jetzt jedoch eine Weile ausbleiben zu wollen. Seit der neue Ordensmarschall in sein Amt getreten, hielten die Feinde sich ruhig und Thierberg vermied sorgfältig, sie zu reizen, um Zeit zu allmählicher neuer Kräftigung des Ordens zu behalten. Wohl fielen hin und her vereinzelte Scharen in das Ordensgebiet ein, doch waren es schnell vorübergehende Stürme. Es blieb für die Ritter räthselhaft, weshalb die Preußen jetzt sich zurückhielten, nachdem sie Jahre lang mit soviel Ausdauer und Entschlossenheit die Ordensmacht bekämpft und fast schon vernichtet hatten. Vielen erschien diese Ruhe doppelt unheimlich, als berge sich dahinter nur ein kluger Anschlag zu plötzlicher Gewaltthat, doch war es in Wirklichkeit mehr eine Erschöpfung der Kräfte, welche zur Ruhe zwang.

Die erbitterten Kämpfe der letzten Jahre hatten große Opfer gefordert, es waren Viele gefallen und oft die Besten. Der Barter Divane war vor der Burg Schönsee erschlagen worden; sein Heer war fast aufgerieben. Des kühnen Linko Streitmacht war gleichfalls sehr zusammen geschmolzen und der Gau war ohne Oberhaupt. Das Land war verwüstet; gerade die fruchtbarsten Gegenden waren unausgesezt Schauplag der erbittertsten Kämpfe gewesen und sowohl der Orden wie die alten Einwohner des Landes litten Mangel an den notwendigsten Nahrungsmitteln. Wohl ging Herkus Monte grollend in seiner Burg umher und

ballte die Fäuste über diese erzwungene Unthätigkeit; auch Linko hätte gerne wieder dreingeschlagen, wenn er nur über eine genügende Schar waffenfähiger Männer hätte verfügen können, doch konnte die Willensstärke Einzelner wenig ausrichten.

Glappo, der etwas Ältere und Bedächtigere, riet stets noch zum Abwarten, um das Volk erst wieder etwas mehr zu Kraft kommen zu lassen. Was sollte sich denn auch verändern zu Gunsten des Ordens? Man fürchtete die Kreuzheere weniger, seit die Anwesenheit des letzten so wenig ausgerichtet hatte; man vertraute auch der Hülfe der Götter und wartete nur, bis die Wunden, welche die letzten Kämpfe geschlagen, einigermaßen verblutet waren. Man wußte sich sicher, so lange man sich in den Wäldern hielt und glaubte, jederzeit, sobald man nur wollte, hervorbrechen zu können, um der wankenden Macht des Ordens den Todesstoß zu geben. Wohl riet Monte:

„Laßt uns nicht zu lange zögern; der Schlange möchten indessen zuviel neue Köpfe gewachsen sein.“

Das Volk aber war zu ermattet, die Führer zu zuversichtlich, er sprach seine Mahnungen in den Wind. Seine Kriegsschar in kleinen Gefechten aufzureiben, sah er ein, war nutzlos, so hielt er sich grollend daheim und wartete.

Inzwischen aber änderte sich doch mancherlei draußen in der Welt, ohne daß eine Kunde davon zu dem Preußenvolke drang. In den Nachbarlanden, zumal in Pommern, hatten sich die Verhältnisse für den Orden günstiger gestaltet, so daß zur Zeit von dort keine Belästigungen zu befürchten waren. Es war ein neuer Papst gewählt worden, und mit großem Eifer ließ dieser sofort das Kreuz gegen

die heidnischen Preußen predigen. Anno von Sangershausen, der Hochmeister des Ordens, fand so kräftigen Beistand in seinen Bestrebungen, neue Heere gen Preußen zu senden. Große Hungersnot und Seuchen aller Art, welche im deutschen Reiche wüteten, machten zudem die Gemüther wieder weicher und empfänglicher für die Worte der Priester, und man begann in verschiedenen Landesteilen Heere zu einem Kreuzzuge zu sammeln.

Das Jahr 1272 ging seinem Ende entgegen, als auf den Ordensburgen die freudige Nachricht umlief, ein großes Heer unter Führung des Markgrafen von Meissen und der Grafen von Regenstein sei im Anzuge.

Über ein Jahr schon hatten Gatersleben und Thierberg ihre wenig freudvollen Ämter verwaltet. Letzterem war es inzwischen gelungen, die Streitkraft des Ordens wieder mehr zu heben, so daß er jetzt im Stande war, mit einer ansehnlichen Kriegsmacht sich dem Kreuzheere anzuschließen, als dieses die Weichsel überschritt.

Wieder hatte man den Winter zum Feldzuge gewählt und die Preußen, auf die Hülfe ihrer Götter bauend, hielten sich still in ihren Wäldern in der Hoffnung, daß auch dieses Mal das Vordringen der Feinde verhindert werden würde. Doch der Himmel war ihnen nicht gnädig. Es trat starker Frost ein ohne großen Schneefall, so daß die Unternehmungen des Ordensheeres sehr erleichtert und begünstigt wurden. Durch Pogesanien und Ermland zog dasselbe, ohne daß irgend ein Widerstand entgegentrat. Das Volk war in die Wälder geflohen, die Ortschaften waren menschenleer. Erst an Natangens Grenze traf man auf eine feste Verschanzung, welche von Preußen besetzt war.

Sogleich schritten die Deutschen zum Angriff. Die Grafen von Regenstein mit ihren Scharen zumal thaten sich hervor und versuchten, die Schanzen zu stürmen. Die aber darin eingeschlossen waren, wehrten sich wie die Wölfe. Drei Tage lang dauerte der Sturm, am vierten Tage versuchten die Preußen einen Ausfall zu machen; die Übermacht des Ordensheeres war aber zu groß, und die kühne Schar wurde gänzlich aufgerieben. Die Verschanzung fiel in die Hände der Belagerer.

Seit langen Jahren war dies der erste Sieg, welchen das Ordensheer erfochten hatte, die freudige Bewegung darüber, welche die Brüder erfüllte, war beispiellos. Thierberg ließ auf der Kampfstätte sofort einen Dankgottesdienst abhalten und feierlich schallte der Lobgesang des christlichen Heeres über das winterliche Land hin. Wohl waren auch die Verluste des Kreuzheeres wie der Ordensschar sehr bedeutend, doch Allen war der Mut neu belebt durch dies glückliche Gelingen und man schritt sofort zu neuen Unternehmungen. Die Fürsten teilten das Heer jetzt, und der eine Teil desselben zog zurück nach Pogesanien, um von hier aus weiter südlich einzufallen. Sie trafen bald auf den kühnen Linko, welcher die Seinen gesammelt hatte, um das weitere Vordringen des Feindes zu hindern. Doch vergebens opferte er sich und seine mutige Schar auf, das Waffenglück war mit dem Ordensheere. Linkos Heer wurde vernichtet, und er selber fiel im Kampfe.

Der Markgraf von Meissen war indessen mit des Heeres anderm Theil weiter nach Natangen vorgeedrungen, doch schon hinter Braunsberg stellte sich ihm ein neues Hindernis entgegen. Hier erwartete Herkus Monte die

heranziehenden Feinde mit einem großen Preußenheer. Unverzüglich griff der Markgraf dasselbe an und es kam zu einer Schlacht, wie sie mit gleicher Erbitterung selten gefochten war. Mit dem Mute der Verzweiflung kämpften die Preußen. Länger als zehn Jahre hindurch hatten sie gekämpft und gerungen, das fremde Joch abzuwerfen, nun sie sich fast am Ziele glaubten, sollte alle ihre Hoffnung mit einem Schlage vernichtet werden? Monte brauchte kaum durch ermunternden Zuruf die Seinen neu anzufeuern, sie fochten alle mit einer wilden Wut, entschlossen eher zu sterben, als sich zu unterwerfen. Dennoch drangen die Deutschen vor und als die Nacht einbrach, war Montes Heer fast vernichtet.

Monte selber war unverletzt. Als er sah, daß alles verloren war, suchte er mit dem Rest seiner Schar zu entkommen und unverzüglich sammelte er weiter ostwärts noch einmal ein Heer zu neuer Gegenwehr. Ratangen gab den letzten waffentüchtigen Mann her und auch aus dem Samland und den andern benachbarten Gauen strömten ihm Scharen von Kriegern zu, denn das Volk hatte erkannt, daß jetzt hier die Entscheidung fallen mußte, und alle kleinen Zwistigkeiten, welche mitunter die einzelnen Gaue trennten, fielen vor dem Ernst der großen Sache zusammen. So war es Monte möglich, noch einmal mit einem großen Heere der heranziehenden Kriegsmacht der Deutschen entgegen zu treten. In der Nähe der Brandenburg kam es abermals zu einer Schlacht, nicht weniger heiß und blutig, als es die letzte gewesen. Doch auch diesmal war der Sieg mit dem Orden.

Herkus Montes Heer wurde geschlagen und nur Wenigen

gelang es, ihr Leben zu retten, als sie Alles verloren sahen. Monte selber war schwer verletzt, doch gelang es ihm noch, mit einer kleinen Schar Deckung im Walde zu finden und so der Gefangenschaft zu entinnen.

So war in kurzer Zeit die Lage der Dinge in den preußischen Landen völlig verändert. Die Macht der Preußen, welche so siegesicher ihren Göttern vertraut, war durch wenige schwere Schläge gebrochen und das Ansehen des Ordens neu hergestellt. Das Land war fein, das Volk darin war auf den Schlachtfeldern dieses Winters verblutet, an 20000 Preußen waren in den letzten drei Schlachten auf Natangens Erde gefallen. Das Land durchziehend, verwüstete das Kreuzheer alles, was es fand. Die Burgen der Preußen, meist ohne Besatzung, wurden zum Teil niedergebrannt, zum Teil auch vom Orden besetzt. Als der Frühling ins Land zurückkehrte, fand er es unterworfen, und froh des großen Sieges, den sie erfochten, zogen die deutschen Fürsten mit ihren Heeren wieder der Heimat zu.

---



## Zwölftes Kapitel.



Die Entscheidung war im Preußenlande gefallen, anders zwar, als Herkus Monte es so zuversichtlich gehofft hatte. Einer der kämpfenden Teile mußte untergehen, das hatte er wohl gewußt, einen Vergleich konnte es in diesem Kampfe nicht geben; nun war sein Volk der vernichtete Teil. Schwer verwundet irrte er selber mit wenigen Genossen in den Wäldern umher, in steter Furcht, den Feinden als Beute in die Hände zu fallen. In den Priesterhütten an der Bergolla in dem alten heiligen Walde, wo er einmal schon verwundet Zuflucht gesucht hatte, hielt er sich verborgen. Sie standen leer. Auch die Priester hatten die Waffen für ihr Volk ergriffen und lagen erschlagen vor Brandenburg. Nur einige Greise hüteten noch die alten Heiligtümer.

Nomeda hatte sich schon vorher bei ihnen aufgehalten; sie teilte jetzt das Loos der Männer und versuchte es, ihren Vater zu pflegen. Symeko und einige Andere waren mit

ihm; ihrer Mühe gelang es, wenigstens stets einige Nahrungsmittel herbeizuschaffen.

Der Markgraf von Meißen und die Grafen von Regenstein waren mit Anbruch des Lenzes mit ihren Heeren wieder abgezogen, doch ließen sie dem Orden noch reiche Unterstützung zurück. Viele Ritter blieben auch freiwillig, um sich in dem neu eroberten Lande anzusiedeln. So blieb der Orden mit größerer Kriegsmacht zurück, als er vordem besessen. Aber auch im Orden selbst, sowie in den deutschen Ansiedlern des Landes war ein neuer, mutigerer Geist erwacht. Standen auch wohl noch Kämpfe bevor, so sah man ihnen doch mit größerer Zuversicht entgegen und Niemand zweifelte mehr an der endlichen, völligen Unterwerfung aller Gauen und dem Siege der heiligen Sache.

Auf Thierbergs Anordnung durchzogen einzelne Reiter-scharen in allen Richtungen das Land, die Führer zu suchen und jeden Widerstand zu brechen, wenn er sich noch irgendwo neu zeigen sollte. So war auch Schonenberg mit den Seinen ausgeritten, südwärts von Königsberg in den großen Wald hinein, in der Hoffnung, hier die Flüchtigen zu finden. Er haßte Monte wie dieser ihn; ein fanatischer Haß erfüllte ihn gegen alles was heidnisch war, der sich besonders gegen die Führer und zumal gegen Monte als den bedeutendsten derselben am stärksten äußerte.

Mit ihm ritt eine ansehnliche Schar, darunter die beiden Freunde Klaus und Hans von Reichenbach.

Südwestlich von Königsberg waren sie in den Wald eingeritten und folgten nun einem geraden, ziemlich gangbaren Wege, welcher hier offenbar von Menschenhänden angelegt war. Ein sicherer Führer leitete die Schar, der lange

Jürgen, welcher einst Wochen lang in diesen Wäldern herum geirrt war. Unter seiner Führung wollte Schonenberg durch die Wälder bis zu Montes Burg ziehen, denn in diesen Wäldern mußte zu finden sein, was noch von Natangens Volke lebte.

Mit seltsamen Gefühlen ritt Klaus diesen Weg. Er erkannte ihn sofort als denselben, welchen er einst vor Jahren auf Nomedas Geheiß geritten, als sie ihm den Ausweg aus dem heiligen Walde gezeigt hatte. Sie mußten hier an der Schlucht vorüber kommen, in welcher er sie damals getroffen, als ihr Gesang ihn angelockt. In der Nähe waren die Priesterhütten gewesen, in welchen sie mit dem Vater gewohnt hatte. Ein dumpf beklemmendes Gefühl überfiel ihn, je weiter sie ritten. In jeder Schlacht hatte er gesucht, Auge in Auge Herkus Monte gegenüber zu treten, keine weichliche Schwäche hatte ihn abgehalten, gegen Nomedas Vater zu kämpfen. Ein anderes war es, wenn sie ihn hier im Walde etwa finden sollten, einen Flüchtling, der gefangen wurde, um einem unwürdigen Tode überliefert zu werden.

Nach einer qualvollen Nacht hatte Monte sich am Morgen von seinem Lager erhoben und in der Frühlingssonne vor der Hütte einige Erfrischung gesucht. Seine Wunden schmerzten unsäglich, und trotz der lindernden Kräuter, welche Nomedas darauf gelegt, hatte er keinen Schlaf finden können. Mehr aber noch, als die körperlichen Leiden, quälte ihn der Schmerz um seines Volkes Untergang. Was er einst gehofft und geträumt hatte von Befreiung und neuer Herrlichkeit, es war zerstoßen; es war alles aus. Er fühlte es, er war todwund. Doch

wenn er auch genas, was sollte es ihm frommen? Er fand keine Männer mehr in Natangen, mit welchen er in neuen Kampf hätte ziehen können. Sollte er der Ordensritter gehorsamer Diener werden? Er wußte wohl, es waren Viele hingegangen, hatten ihr Volk verlassen und sich ihren Abfall gut lohnen lassen durch Besitz, den der Orden ihnen verlieh. Er wollte nicht von den Rittern als Geschenk nehmen, was sein gewesen als freies Eigentum. Lieber sterben! Warum hatte ihn der Tod verschont in der Feldschlacht?

Er stand auf und schritt etwas unter den Bäumen umher. Nomeda war in der Hütte, Symeko mit den andern ausgegangen, Wildbret zu erlegen. Dies müßige Darsitzen und Warten, bis die Andern wiederkehrten, begann ihm unerträglich zu werden. Er wollte auch auf die Jagd, es war noch das Einzige, welches seine trüben Gedanken verscheuchte.

Nomeda war überrascht, als er eintrat, um Bogen und Pfeile aus der Hütte zu holen.

„Du solltest nicht gehen, Vater,“ warnte sie, „Du bist so schwach; es könnte Dir etwas zustoßen.“

„Ich werde nicht weit gehen, Kind; ein paar Vögel zu schießen, wird meine Kraft wohl noch ausreichen,“ entgegnete er trübe.

Er schnallte das Schwert, das er nie von sich ließ, fester und nahm die Schußwaffen.

„Ich werde aufwärts die Schlucht hinaufgehen, dort sind Birkhühner,“ rief er noch zurück, dann schritt er in den Wald hinein.

Er schritt der Schlucht zu und als er diese erreicht hatte, darin aufwärts. Einmal legte er auf einen Vogel an, aber er konnte nicht zielen; es flirrte vor seinen Augen. Der Schweiß brach ihm aus und er mußte mehrmals anhalten im Gang, um sich auszuruhen.

Dabei war er aber doch bis dorthin gelangt, wo die Schlucht von jenem Pfad geschnitten wurde, der von hier aus zur Westgrenze des Waldes führte. Dort angelangt blieb er stehen; ein seltsames Geräusch hatte sein Ohr getroffen. Er beugte sich zur Erde nieder und lauschte; es klang deutlicher, Pferdegetrappel und Waffenklirren.

Monte fuhr auf. Kamen dort Feinde, um ihn zu suchen? Er wäre wehrlos in ihre Hände gefallen, denn er fühlte, daß er zu schwach war, das Schwert zu führen. Noch waren sie weit; sobald er sich in dem Tannendickicht barg, das die Hütten rings umgab, war er sicher. Hier um ihn waren alte Bäume und weniger dichtes Unterholz. Er wandte sich und schritt, so eilig es seine Schwäche zuließ, den Tannen zu. Immerhin hatte er sich jedoch eine ganze Strecke davon entfernt und das Geräusch kam näher und näher. Er schritt eiliger aus. Vor ihm lag jetzt eine etwas freiere Waldstelle; einige alte Rieseneichen hatten hier ihre Kronen ausgebreitet und dem Nachwuchs das Licht genommen. Jenseits des Platzes standen schon die Tannen. Monte stand einen Augenblick aufatmend. Der kalte Schweiß rann in Tropfen von seiner Stirn und vor den Augen war immer wieder dies merkwürdige Flimmern, das ihm den sichern Blick raubte. Ihm war, als müsse er jeden Augenblick vor Schwäche zusammenbrechen.

Er raffte sich wieder auf; noch über den Platz, im Dickicht der Tannen war er geborgen. Er schritt schnell zu. Vor seinen Ohren begann es zu klingen; er konnte nicht mehr deutlich unterscheiden, ob die Reiter näher kamen. Sein Kopf schwindelte; — nur vorwärts, nur noch wenige Schritte!

Fast hatte er den Platz überschritten, da verließ ihn die Kraft. Vor seinen Augen wurde es schwarz und bewußtlos brach er am Stamm einer alten Eiche zusammen.

Schonenbergs Schar hatte die Schlucht erreicht. In derselben angelangt, machte man Halt. Der Weg hörte hier auf und man mußte erst prüfen, in welcher Richtung man weiterziehen konnte. Auch gab Schonenberg Befehl, die Umgegend abzusuchen, ob nichts Verdächtiges zu finden sei.

Mit einem der Knechte war auch Klaus ausgeschildt, Umschau zu halten. Seine Gedanken waren jedoch merkwürdig zerstreut, als er denselben Boden wieder betrat, auf welchem sein Abenteuer damals gespielt hatte. So fuhr er fast zusammen, als sein Gefährte plötzlich rief:

„Dort liegt ein Mensch!“

Nicht weit von ihnen unter einer Eiche lag eine Gestalt, ein preußischer Krieger, das Antlitz zur Erde gewandt. Er schien leblos.

Der Knecht stürzte sofort zurück, dem Komtur die Meldung zu bringen. Klaus trat näher hinzu und wandte den Liegenden um.

Entsetzt fuhr er zurück; das war Monte! War er tot? Er lag nicht wie ein Schlafender.

Die Meldung des Knechtes hatte Erregung hervor gebracht. In wenigen Augenblicken war auch der Komtur mit seinem Gefolge zur Stelle. Von dem Kriegsknecht geführt, hatten sie sich zu Pferde durch das Gestrüpp gearbeitet; nun hielten sie vor Klaus, der immer noch neben Monte stand.

„Was ist es für Einer?“ fragte Schonenberg barsch.

„Es ist Herkus Monte selber, Herr,“ entgegnete Klaus.

„Ist er tot? Was steht Ihr denn da und gafft ihn an?“

Es waren mehrere hinzugetreten und betrachteten den Liegenden.

„Er lebt noch,“ antwortete Einer, „er schläft nur.“

Montes Schwert war beim Fallen aus der Scheide geglitten; Klaus hob es auf und betrachtete es. Er meinte schon den Befehl zu hören, daß man den Liegenden fesseln solle. Warum war es gerade ihm beschieden, diesen Mann der Gefangenschaft, einem ruhmlosen Tode durch Henkershand auszuliefern?

Da herrschte Schonenberg ihn an.

„Was starrt Ihr so, Ritter von Eckstein? Nehmt das Schwert, und stecht den Heidenhund nieder!“

„Den Schlafenden?“

„Wollt Ihr warten, bis er aufwacht?“

„Jawohl; im Schlaf mordet kein Ritter.“

Klaus war weiß geworden; keine Macht sollte ihn zwingen, den Wehrlosen zu töten.

In Schonenbergs Antlitz aber stieg die Bornesröte.

„Ihr widerseht Euch? Gehorcht! Ich befehle es.“

Einer der älteren Ritter legte beschwichtigend die Hand auf Schonenberg's Arm.

„Laßt den Preußenfürsten gefangen nehmen, Bruder,“ raunte er leise. „Vermeidet ein Uergerniß!“

Ein zorniger Blick Schonenberg's war die Antwort.

„Gehorcht!“ wiederholte er hart.

Klaus warf das Schwert zur Erde.

„Ich gehorche nicht,“ sagte er fest.

Das ganze hatte nur minutenlang gewährt.

Der Bewußtlose schien inzwischen wieder zu sich zu kommen; er bewegte den Arm und ein dumpfes Stöhnen rang sich aus der Brust.

Schonenberg sah es und sprang vom Pferde. Er riß das Schwert von der Erde auf und stieß es Monte in die Brust. Ein roter Blutstrom drang hervor; ein röchelnder Laut, dann war es aus. Schonenberg hatte gut getroffen.

Klaus stand immer noch regungslos. Er hatte den Gehorsam verweigert; was würde nun kommen?

Einen Augenblick noch betrachtete der Komtur den toten Feind. Es war ihm eine Befriedigung seines Ehrgeizes, daß gerade er diesen Mann getödet hatte. Dann wandte er sich zu Klaus.

„Nun zu Euch, Ritter von Eckstein,“ sagte er finster. „Ihr habt den Gehorsam verweigert.“

„Es war ja der Vater seiner Buhle,“ rief da eine Stimme von hinten her, „darum wollte er ihm nichts thun.“

Schonenberg wandte sich um.

„Wer spricht da?“ fragte er.

Da trat der lange Jürgen vor und mit einem feindseligen Blick auf Klaus fuhr er fort:

„Der Ritter von Eckstein hat immer mit den Heiden zusammengesteckt. Er hat für die Heiden gegen die Christen gekämpft, als er in Montes Burg gefangen war; er hat dem gefangenen Preußenweibe zur Flucht geholfen auf der Brandenburg. Jetzt hätte er gerne den Alten da fortgeschafft, wenn er es nur gekonnt hätte. Montes Tochter ist seine Buhle gewesen; er ist ihr nachgelaufen in den Wald und überallhin, als er bei den Heiden gefangen war.“

„Der Mann lügt ja,“ rief Hans von Reichenbach dazwischen.

Jürgen grinste höhnisch.

„Oh, ich kann auch beweisen, was ich sage, Herr. Um den Hals trägt er eine Schnur mit einem Bernstein daran, den hat ihm das Preußenmädchen gegeben. Seht nur nach, gnädiger Herr.“

Klaus sagte kein Wort. Vor Schonenberg sich zu verteidigen, war nutzlos, das wußte er.

Dem Komtur schienen aber diese Mittheilungen nicht ganz neu zu sein. Die schon früher umlaufenden Gerüchte waren wohl auch zu ihm gedrungen. Er hatte Klaus nie leiden mögen und es kam ihm recht erwünscht, einen Grund zur Strenge gegen ihn zu haben.

„Das sind ja saubere Sachen, die man da hört,“ sagte er bissig. „Laßt doch einmal sehen, ob der Mann recht hat.“

Er faßte nach Klaus Hals und zog in der That die Schnur hervor.

„Nehmt sie ihm ab,“ befahl er.

Jürgens Hände griffen sofort zu und zerrten Schnur und Bernstein herab.

„Wer gab Euch das Stück?“ fragte Schonenberg.

„Montes Tochter.“

„So gebt Ihr zu, was der Mann ausfragt?“

„Stellt mich vor den Landmeister; ihm werde ich antworten,“ entgegnete Klaus.

Eine finstere Entschlossenheit war über ihn gekommen.

„Nehmt ihm das Schwert ab und bindet ihn,“ befahl Schonenberg. „Er hat sich widersetzt; das genügt. Er ist ein Gefangener.“

Seine Hände zerrten an der Schnur, sie zu zerreißen, doch sie war zu fest und widerstand. Da fielen seine Blicke auf Montes Leiche.

„Knüpft den Hund da an dem Baum auf,“ rief er den Kriegsknechten zu. „Er soll ebensogut baumeln, als wenn er in Königsberg erhängt worden wäre. Hier nehmt die Schnur, sie wird wohl soviel halten.“

Damit warf er ihnen die Schnur mit dem Bernstein zu und die Knechte thaten, wie ihnen befohlen wurde. Als die Ritter den Platz verließen, hing Montes Leichnam an der Eiche, unter welcher er niedergestürzt war.

Das Geräusch der Stimmen, das Klirren der Waffen und Pferdegetrappel war weit in den Wald hineingedrungen. Auch Nomedas hatte es in ihrer Hütte gehört. Als alles wieder verklungen war, saß sie bang wartend, daß der Vater heimkehre. Doch er kam nicht. Die Sonne ging weiter und weiter am Himmel; Nomedas Unruhe wuchs. Endlich kam Symeko zurück und nach ihm die Andern. Auch diese hatten die durchziehenden Ritter bemerkt und waren in Sorge, als sie Monte nicht daheim fanden. Sogleich machten sie sich auf, ihn zu suchen.

Nomeda ging mit ihnen. Auf ihren Rat ging man zur Schlucht und dort teilten sich die Gefährten, die Umgegend genau abzusuchen. Möglich war es, daß die Schwäche ihn überwältigt hatte und er irgendwo zusammengebrochen lag, möglich auch, daß er erschlagen oder gefangen genommen war. Nomeda ging mit Symeko. Sie durchsuchten zuerst das Tannendickicht, riefen hinein und erhielten keine Antwort. Dann traten sie auf den freien Platz unter den Eichen.

Ihr erster Blick fiel auf den erhängten Leichnam. Schweigend zeigte Symeko darauf. „Sie haben ihn ermordet! Oh, Ihr großen Götter!“ schrie Nomeda auf.

Symeko trat hinzu und nahm den Körper herab. Vorsichtig ließ er ihn ins Gras gleiten. Starr stand Nomeda neben ihm und folgte mechanisch jeder seiner Bewegungen. Da fiel ihr Blick auf den Bernstein. Mit schrillum Aufschrei stürzte sie darauf zu.

„Er war hier! Er hat das gethan! Das — das! Fluch über ihn, Fluch, der mir Liebe log und nun den Vater gemordet hat.“

Symeko begriff ihre Reden nicht.

„Die Ritter haben ihn umgebracht,“ sagte er. „Mit dem eigenen Schwert haben sie ihn erstochen und dann aufgehängt.“

„Klaus von Eckstein that es.“

„Wie kommst Du darauf?“

„Ich gab ihm den Bernstein, damals, — oh, damals — als er bei uns war. Der Vater ließ ihn frei. Dies ist sein Dank.“

Man schaffte den Toten zu den Hütten und sorgte,

daß er sobald wie möglich nach altem Brauch bestattet werden sollte. Nomeda aber dachte nur eins: Rache! Sie hielt Tag und Nacht Totenwache und dachte nur, wie sie den erreichen könnte, der ihr dies angethan. Das Schwert hatte sie selber aus des Vaters Brust gezogen und ließ es nicht von sich. Sie war des Toten einziges Kind; ihr stand die Blutrache zu. Als Montes Leiche im Beisein der alten Priester und mit soviel Ehren, als es unter den traurigen Verhältnissen möglich war, auf einem Holzstoß verbrannt worden, vermochte sie auch Symeko, daß er mit den Genossen auf Kundschaft ausging, wohin die Ritter gezogen.

Es hielten sich noch viele Flüchtige im Walde auf, meistens Weiber, Kinder und Greise, die sich bald vereinzelt, bald in größeren Gruppen ein Versteck gesucht hatten. Symeko hatte mitunter auf der Jagd einige von ihnen getroffen. Jetzt suchte er ihren Aufenthalt und erfuhr, daß die Ritter weiter südwärts durch den Wald gezogen waren. Die Nachricht, daß Monte tot sei, erfüllte alle mit gleicher Trauer; mit ihm war die letzte Hoffnung hingefunken.

Bei seinen Streifzügen durch den Wald hatte Symeko noch einzelne Kampfgenossen angetroffen, welche sich seit der letzten unglücklichen Schlacht hier verborgen hielten. Sie schlossen sich ihm an und so kehrte das Häuflein verstärkt zu Nomeda zurück.

Inzwischen war Schonenberg in der That südwärts durch den Wald gezogen, aber was er fand, entsprach seinen Wünschen wenig. Die Flüchtigen hatten sich so gut hinter Sümpfen oder im tiefsten Dickicht verborgen, daß er kaum

eines ansichtig wurde. So zog man weiter nach Dichtlitten, Montes Burg, um diese von der Erde zu tilgen. Man fand sie gänzlich verlassen. Die Schwalben nisteten nur wie sonst unter dem Dach und der Storch hatte wieder sein altes Nest auf der Firsst bezogen, sonst sah man kein lebendes Wesen.

Klaus stand im Hofe unter der Linde, wo er einst mit Nomeda gestanden; seine Hände waren gefesselt, sein Sinn war düster. Was lag nun vor ihm? Langes Verhör und Kerker, vielleicht Lebenslang. Er hatte sich widersetzt, darauf stand strenge Strafe, er wußte es. Was man ihm aus den alten Sünden noch als Schuld anrechnen werde, war nicht zu übersehen. Wäre er nie damals hierher gekommen, all das Unglück hätte ihn nicht treffen können. War seine Verschuldung denn wirklich so groß, daß sie nie abgebußt wurde?

Er konnte durch das kleine Fenster in seine Zelle blicken, da hing noch das Crucifix, das er einst verfertigt. Wie Guze ihm gesagt, war der Raum unverändert, wie er ihn verlassen. Er faßte in Gedanken nach dem Halse, wo die Schnur sonst hing; sie war ja fort. Vielleicht fand Nomeda sie und hielt ihn für ihres Vaters Mörder; die Qual dieses Gedankens war fast die größte.

Da kam der lange Jürgen dicht an ihm vorbei; sie waren alle eifrig damit beschäftigt, das Haus zu durchsuchen.

„Nun komme ich doch dazu, hier zu plündern und das Haus in Brand zu stecken,“ sagte er höhniſch, „und Ihr könnt mich nicht daran hindern.“

Klaus drehte ihm wortlos den Rücken.

Und dann stand er später draußen auf dem Anger,

wo einst das Fest gefeiert war, und sah die Burg brennen. Angstvoll kreisten die alten Störche über dem Nest, in welchem die hilflose Brut lag, bis die Balken krachend zusammenstürzten. Dann flogen sie dem Walde zu.

Auch Schonenberg trat mit den Seinen wieder den Rückweg an. Er wählte denselben Weg durch den Wald zurück, immer noch in der Hoffnung, mehr Flüchtlinge dort zu finden, um mit reicher Ausbeute an Gefangenen heimzukehren. Vor ihm her aber lief wie ein Feuer die Kunde von seinem Kommen. Schärfer, als er es ahnte, wurde er im Walde von Spähern beobachtet und von einem Versteck zum andern lief die Mahnung, auf der Hut zu sein.

So drang auch die Nachricht zu Nomeda, daß der Komtur auf demselben Wege zurückkehre. Sofort war ihr Plan gefaßt. Mit Allen, welche sich allmählich zu ihnen gesellt hatten, waren sie jetzt etwa 20 Männer, alle jung und bereit ihr Leben zu opfern, um Montes Tod zu rächen, eine Schar, groß genug, um einen Überfall auf den Feind zu wagen.

Symeño übernahm die Führung. Auch in ihm glühte der Wunsch, die Schmach, die seinem geliebten Feldherrn angethan war, indem man ihn aufgehängt wie einen räudigen Hund, zu rächen.

Langsam zogen die Ritter heran, der Schlucht zu. Ein schnelles Vorwärtskommen war in diesen Wäldern unmöglich und zumal hier wurde der Pfad sehr schmal und unbequem. Sie mußten ein gutes Stück die Schlucht aufwärts reiten, um wieder auf den Weg zu kommen, welcher von hier bis zur Waldgrenze lief, und neben dem Bach

lauf, welcher in dieser Jahreszeit ziemlich breit war, blieb nur ein schmaler Raum übrig. Man mußte einzeln oder zu zweien hinter einander her reiten. Zu beiden Seiten stiegen steile Bergwände auf, dicht mit uralten Bäumen besetzt.

Gans von Reichenbach ritt neben Klaus, der finster vor sich hinbrütete. Auch ihm war nicht sonderlich wohl zu Mut.

„Wären wir nur aus diesem verdammten Hexenkessel heraus,“ brummte er recht ärgerlich. „Mir ist immer, als kämen wir nicht ohne Abenteuer aus dem Walde. Wenn sie nicht ganz den Verstand verloren haben und überhaupt noch ein paar Männer übrig sind, so müssen sie uns hier überfallen. Man steckt ja wie in einer Mausefalle; fortzukommen ist weder rechts noch links und vorwärts auch nur mäßig. Es ist ein unglaublicher Unsinn, daß wir hier wieder zurückgegangen sind.“

„Mir könnte es schon recht sein,“ entgegnete Klaus finster; „lieber hier von den Heiden erschlagen werden, als Jahre lang im Kerker liegen.“

Langsam ritten sie weiter. Niemand von ihnen sah, daß vor ihnen auf einem Vorsprung, von einem Baumstamm verdeckt, eine vorgebeugte weibliche Gestalt kauerte und ihr Herannahen mit gespannten Blicken verfolgte.

Ein schriller Bogelschrei über ihnen machte sie aufsehen. In demselben Augenblick stürzte ein Weib, ein Schwert in der Hand, von der Höhe herab, auf Klaus zu und wie aus der Erde gewachsen brachen von allen Seiten Krieger hervor.

„Nomeda!“ rief Klaus entsetzt, — dann drang das kalte Eisen in seine Brust und er taumelte rückwärts vom Pferde herab.

Rings um ihn erhob sich ein furchtbarer Kampf. Die ersten waren schon zu weit voran gewesen; sie wurden im Rücken angegriffen und hatten Not, Stand zu halten. Reichenbach suchte mit den Andern bis zu ihnen vorzudringen, aber nur wenigen gelang es. Einige Ritter und eine Anzahl Kriegsknechte wurden von den erbitterten Preußen niedergeschlagen. Weit hinauf zog sich der Kampf, bis die Ritter endlich aus der Schlucht hinaus waren und freieren Weg vor sich sahen. Da tauchten die Angreifer wieder in des Waldesdunkel zurück, daraus sie gekommen; Schonenberg aber ritt mit seinem zusammengesmolzenen Häuflein eiligst weiter.

Nomeda war neben Klaus stehen geblieben, als er niedersank. Sie starrte finster auf den Ritter nieder, der besinnungslos vor ihr lag. Der Kampf zog sich allmählich weiter, es wurde still um sie. Da schlug Klaus wieder die Augen auf. Er hatte sofort verstanden, daß sie ihn für ihres Vaters Mörder hielt. Mühsam hob er die Hand.

„Nicht ich, Nomeda, der Andere that's, Schonenberg,“ stöhnte er.

Nomeda fuhr auf. Nicht Klaus hatte ihn erschlagen, sondern Schonenberg, derselbe, der einst ihren Bruder verstümmelt hatte? Und dieser Schonenberg entkam vielleicht ungestraft? Sie wollte den Ihrigen nachstürzen, — doch dann kam der Zweifel.

„Er war an der Schnur erhängt, die ich Euch gab,“ sagte sie.

„Er nahm mir die Schnur fort. — Er nahm auch mein Schwert. — Ich wurde sein Gefangener.“

„Ist das die Wahrheit? Ihr erschlugt meinen Vater nicht?“

„Ich schwöre es bei der heiligen Jungfrau.“

„Und ich — ich —“ sie bedeckte das Gesicht mit den Händen, — „ich habe Dich gemordet.“

„Du hast mich befreit, Komeda; lieber hier im grünen Walde sterben, als auf dumpfem Kerkerstroh. Mir graute so vor dem Kerker; ich danke Dir.“

Als Symeko mit den Seinigen zurückkehrte, fanden sie Komeda neben dem Ritter knieend, der wieder bewusstlos war.

„Er war unschuldig,“ sagte sie, „ich traf den Unrechten. Helft mir, ihn nach meiner Hütte bringen. Er wird bald sterben.“

\* \* \*

Es war einige Tage später, als der Pförtner der Brandenburg ganz spät am Abend dem Komtur Holdenstete meldete, vor dem Thore sei ein fremdes Weib, das ihn zu sprechen begehre.

„So führt sie zu mir,“ gebot Holdenstete.

„Sie sagt, sie habe dem Herrn Komtur etwas zu übergeben, das sie nicht hineinbringen könne. Der Herr Komtur möchte selber zu ihr hinaus ans Thor kommen.“

„Seltsames Verlangen! Was ist es denn für ein Weib?“

„Es scheint eine Preußin zu sein.“

„Nun, ich will kommen und sehen, was sie herführt. Laßt ein Paar Fackeln bringen.“

Holdenstete schritt zum Thor. Als dieses sich öffnete und die Zugbrücke niederging, sah er drüben eine hohe, weibliche Gestalt, neben ihr einige Männer, zwischen welchen ein dunkler Gegenstand auf der Erde sich befand. Er blieb unter der Thorwölbung stehen. Nomeda schritt über die Brücke ihm entgegen.

„Ihr wünschtet mich zu sprechen. Wer seid Ihr? Und was begehrt Ihr?“ fragte der Komtur.

„Ich bin Herkus Montes Tochter,“ entgegnete Nomeda.

Holdenstete sah überrascht auf. Das Gerücht, Schönenberg habe Monte im Walde aufgefunden und erschlagen, war schon zu ihm gedrungen.

„Herkus Monte ist tot, hörte ich sagen. Sucht Ihr hier Schutz für Euch? Wollt Ihr Euch unterwerfen?“

„Nein, Herr Komtur. Montes Tochter unterwirft sich nicht.“

„Was begehrt Ihr dann?“

Sie zeigte rückwärts, wo sich jetzt eine Tragbahre auf der Erde erkennen ließ.

„Ich bringe Euch einen Toten. Ihr kanntet Klaus von Eckstein?“

„Gewiß kenne ich ihn. Er ist mir lieb. Doch was soll der Tote?“

Nomeda rief ihren Gefährten zu; sie trugen die Bahre über die Brücke und setzten sie vor dem Komtur nieder. Dann zogen sie sich wieder jenseits des Wallgrabens zurück.

Holdenstete verstand immer noch nicht, was das alles bedeutete.

„Was soll der Tote?“ wiederholte er ungeduldig.

Nomeda schlug das Tuch zurück, welches das Haupt der Leiche verdeckte. Unsicher fiel der Schein der Fackeln darauf.

„Eckstein!“ rief Holdenstete überrascht aus.

„Er ist tot? Und wie kommt Ihr zu der Leiche?“

„Er wurde verwundet bei dem Überfall in der Schlucht, durch mich zum Tode verwundet. Ich hielt ihn fälschlich für den Mörder meines Vaters. Fragt nur den Komtur Schonenberg, wie alles kam, der kann es Euch sagen.“

Sie hielt einen Augenblick inne.

„Dann aber habe ich ihn gepflegt, bis er die Augen schloß, und nun,“ fuhr sie fort, „bringe ich ihn Euch. Er wollte nicht im Walde bleiben. Von Euch sprach er viel und bat mich, seine Leiche zu Euch zu bringen. Hier in der Brandenburg wollte er nach Eurem Brauch bestattet sein. Ihr solltet nichts Schlechtes von ihm denken und solltet für ihn zu Eurem Gott beten, dies trug er mir auf, Euch zu bitten. Wollt Ihr des Toten Wunsch erfüllen?“

Holdenstete neigte zustimmend das Haupt.

„Tragt die Bahre in die Kapelle,“ befahl er einigen Knechten.

Der Befehl wurde befolgt. Komeda blickte noch den Männern nach, die sich langsam über den Hof hin mit ihrer Last entfernten, dann wandte sie sich zum Gehen. Schweigend hatte Holdenstete sie beobachtet. Das also war das Weib, das Klaus geliebt hatte? Sie war schön und voll hoheitsvoller Anmut in allen Bewegungen.

„Und Ihr selber, Jungfrau?“ fragte er, als sie sich entfernen wollte. „Wollt Ihr nicht auch Euch der Obhut des Ordens anvertrauen, wie Ihr den Toten uns übergeben habt? Noch werden viele Wirren im Lande folgen, bis alles erst zur Ruhe und Klarheit kommt, und Ihr seid ein unbeschütztes Weib.“

„Ich gehe von hier zum Grive und lasse mich zur Priesterin weihen.“

„So wollt Ihr dem unseligen Unglauben nicht entsagen? Ihr habt gesehen, wie der Herr sichtbar mit seinen Getreuen gewesen ist. Wollt Ihr nicht zu ihm kommen, so lange es noch an der Zeit ist? Wenn Ihr der Welt entsagen wollt, so wird Euch ein Nonnenkloster gerne aufnehmen und Ihr könnt dort für die Seelen Eurer Toten beten.“

„Für den Toten dort drinnen sollt Ihr beten zu Eurem und seinem Gott. Für meinen Vater und mein erschlagenes Volk werde ich draußen unter unsern Eichen unseres Landes alte Götter anrufen. Ich bin eine Preuszin, — ich will es bleiben bis zu meinem letzten Atemzuge. Euch aber sage ich,“ setzte sie blickenden Auges hinzu, „unser Volk konntet Ihr vernichten, seinen Geist werdet Ihr nicht töten können. Er wird umgehen im Lande und wird immer wieder von neuem Groll gegen Euch säen. Und ob Menschenalter darüber hingehen und Euch das Volk gehorsam ist von einer Grenze zur anderen, dieser Geist wird lebendig bleiben. Er wird immer wieder von Neuem aufstehen gegen Euch oder die da nach Euch kommen aus dem Westen her, um über das freie Preußen zu herrschen. Diesen Fluch nehmt hin im Namen all der Erschlagenen. So lange noch ein Tropfen preussischen Blutes in den Adern des Volkes rinnt, das diese Erde bewohnt, wird sich dieser Geist des Widerstandes gegen die Machthaber regen und es soll ihnen manche bittere Stunde bereiten.“

„Ihr redet sehr kühn, Jungfrau. Ich könnte Euch gefangen nehmen lassen, Ihr seid in meiner Gewalt.“

Sie trat einige Schritte auf der Brücke zurück.

„Ihr würdet nur meine Leiche gewinnen. Ich kam nicht waffenlos.“

Goldenstete sah in ihrer Hand einen Dolch aufblitzen.

„Fürchtet nichts, mit Weibern kämpfen wir nicht. Wenn Ihr nichts mehr begehrt, so geht. Mit dem Toten soll es geschehen, wie er gewünscht hat. Euer Fluch aber möge nicht Euren eigenen Volke verderblich werden. Ewiges Auflehnen gegen die herrschende Gewalt, es würde einen endlosen Kampf für Euer Volk bedeuten. Wohl glaube auch ich, daß der Troß desselben noch oft hervorbrechen wird, mit uns aber ist Gott und ich vertraue, daß er uns den Sieg über diesen trotzigigen Volksgeist geben wird, wie er uns den Sieg über Euer Heer gegeben hat. Dieses ist nicht ein Kampf, wie ihn feindliche Völker miteinander ausfechten, ein Kampf der Menschen gegeneinander, es ist ein Kampf des Lichtes gegen die Finsternis. Das Licht muß siegen. Und über Euren Fluch hinweg sehe ich hinein in eine Zeit, in welcher auch die Nachkommen Eures Volkes von demselben erleuchtet sind, und in welcher sie sich eins fühlen mit denen, welche da nach Euren Worten aus dem Westen kamen, um über das freie Preußen zu herrschen. Ob dies noch der Orden sein wird, ob andere in sein Erbe treten werden, wer vermöchte das zu wissen, doch Gott wird mit ihnen sein, wie er mit uns gewesen ist.“

Goldenstete schwieg und Nomeda überschritt die Brücke und verschwand drüben im Dunkel den Nachschauenden. Knarrend schlossen sich die Thorflügel und langsam hob sich wieder die Brücke empor, den Verkehr mit der Außenwelt abschneidend.

\* \* \*

Auf Burg Königsberg herrschte reges Leben. Die Komture der benachbarten Burgen waren eingeritten, um an einer Konventsversammlung Theil zu nehmen, welche der Landmeister einberufen hatte. Man erwartete noch den Marschall Konrad von Thierberg, welcher mit seinem Heere zurückkehrte. Seine Unternehmungen waren sehr glücklich gewesen; vor ihm her lief schon die Kunde ein, daß er den Ermländischen Führer Glappo gefangen mit sich führe.

Erwartungsvoll standen die Ritter zum Theil im Refektorium versammelt. Goldenstete stand mit Hans von Reichenbach in einer Fensterbank.

„Ich höre, Ihr wollt uns verlassen,“ sagte er dauernd. „Denkt Ihr auf immer nach der Mark Brandenburg zurückzukehren?“

„Ich nehme nur einen kurzen Urlaub, Herr Komtur. Ich will mich von dem Markgrafen von Brandenburg meiner Lehnspflichten entbinden lassen und,“ er errötete ein wenig, „will mir ein junges Weib mitbringen, um mir hier irgendwo ein Nest einzurichten. Ich hoffe mir hier einen ritterlichen Wohnsitz zu erwerben. Es ist doch ein seltsames Land, dies Preußen; wer es kennt, muß es lieb gewinnen und kann sich nur schwer davon trennen.“

„Ich hoffe auch, daß wir ruhigeren Zeiten entgegen gehen,“ erwiderte Goldenstete, „in welchen man daran denken kann, hier einen Besitz zu gründen. Es freut mich, daß Ihr Euch anzusiedeln gedenkt. Es ist ein liebliches, fruchtbares Land und das Volk wird ja nun endlich auch nachgeben und zur Ruhe kommen. Seine Führer sind ihm genommen; Divane und Vinco sind im Kampfe gefallen, Glappo ist von unserm tapfern Marschall gefangen

genommen, auch Monte ist tot; so ist zu hoffen, daß der Aufstand endlich gebrochen ist. Das Volk scheint völlig mutlos geworden; es kommen schon jetzt viele, um sich zu unterwerfen und Gehorsam zu geloben. Das Samland ist all' die Jahre her still geblieben, seit ihr Führer, der Held Glande, fiel; es ist anzunehmen, daß auch die andern Gaue sich jetzt fügen werden. Welch' eine Schicksalswendung ist es, daß der Herr uns jetzt nach den schweren Zeiten diesen völligen Sieg verliehen hat!"

Er schwieg und blickte eine Weile gedankenvoll auf die Stadt hinab, in welcher sich mit neuem Zutrauen das Leben wieder zu entfalten begann. Dann wandte er sich wieder zu Reichenbach.

"Ihr waret Ecksteins Freund," sagte er. "Sagt mir, was ist an all' den wirren Gerüchten, die hier umlaufen. Man sagt, er habe sich dem Komtur widersetzt, sei im Einverständnis mit den Heiden gewesen. Ich halte ihn keiner Niedrigkeit fähig, doch war er leicht erregt, und konnte Schonenbergs kurze Art nie vertragen."

Mit kurzen Worten berichtete Reichenbach den Hergang, dabei warm den toten Freund verteidigend; als er beschrieb, wie Klaus sich geweigert, den bewusstlos daliegenden Preußenfürsten zu töten und wie dann Schonenberg an seiner Stelle diesem das Schwert in die Brust gestoßen, runzelte Holdenstete die Stirn.

"Wir alle hätten gehandelt, wie Eckstein that," setzte Reichenbach hinzu; "kein Ritter hätte die Hand gehoben zu dem Henkersdienst. Ich sah auch, wie einer den Komtur warnte, nicht zu schroff zu sein; doch wer sah Schonenberg je nachgeben?"

„Dennoch war es eine Verletzung des Gehorsams gegen den Gebietiger,“ schaltete Holdenstete ein. „Es ist gut, daß er schläft und ihm die Strafe erspart blieb.“

„Es ist eine allgemeine Entrüstung gegen Schonenberg unter den Rittern. Die nicht das Kreuz tragen, würdigen ihn kaum eines Grusses. Er mußte den Wehrlosen gefangen nehmen, nicht selber den Henker machen und zuletzt noch die Leiche erhängen lassen. Das war ein Hohn, den er dem Manne nicht anthun durfte. Wir haben alle den Ratanger Fürsten gehaßt als Anführer der Feinde, aber man mußte ihn achten als Helden.“

Das Gespräch wurde unterbrochen. Vom Thor wurde das Zeichen gegeben, daß der Marschall sich nähere. Alle eilten hinab. Drunten war das Thor schon geöffnet und seiner Schar voran ritt Thierbergs kraftvolle, noch jugendliche Gestalt. Voll neidloser Freude eilte Holdenstete dem soviel glücklicheren Nachfolger in der Marschallswürde entgegen und schloß ihn in die Arme.

„Meinen Glückwunsch, Bruder, daß es Dir vergönnt war, durch Weisheit und Tapferkeit des Ordens Geschick so zum Guten zu wenden,“ sagte er bewegt.

Thierberg wehrte ab.

„Nicht mein Verdienst, Bruder Holdenstete; es ist alles Gottes Gnade allein, der auch durch Unwürdige wirkt.“ Sie schritten dem Innern der Burg zu.

Ein gemeinsamer Gottesdienst vereinte zum ersten Mal seit langer Zeit wieder den Landmeister mit einer großen Zahl der Ordensgebietiger in der Schloßkirche. Darauf versammelten sich dieselben im Konventsremter zur Beratung.

Schon vorher hatte der Landmeister sich über Schonensbergs Zug Bericht erstatten lassen; er hatte sich dabei nicht auf des Komturs Angaben allein beschränkt, sondern auch andere genau über alle Einzelheiten befragt. Jetzt berichtete der Marschall noch vor dem versammelten Konvent über den Erfolg seiner letzten Unternehmung. Er hatte die Schar ermländischer Krieger, welche Glappo noch einmal zusammen gerafft, überwunden und den Fürsten gefangen genommen.

Mit Beifall folgte die Versammlung seinem schlicht gemessenen Bericht. Alles drängte sich um den Marschall, während Schonenberg fast verlassen in einer Nische des Saales stand.

„Ich muß Euch loben, Bruder Thierberg,“ sagte der Landmeister, als jener geendet; „Ihr habt stets nur gewirkt, dem Orden Ehre zu erwerben und seid nicht bedacht gewesen, die eigene Ehre zu mehren. Glappo wird durch uns sein Urtheil empfangen, wie er es als Aufrührer verdient.

Für Euch aber, Bruder Schonenberg,“ wandte er sich an diesen, „kann ich nur Worte des Bedauerns finden, daß Ihr so wenig zu ermessen verstandet, was Eure wie des Ordens Ehre fördern konnte. Da Ihr Ursache zu so großem Argerniß unter den Brüdern gegeben, muß ich Euch Eurer Würde als Komtur zu Christburg entsetzen.“

Ein Murmeln lief durch die Versammlung; Schonenberg war leichenblaß geworden.

„In Anerkennung Eurer großen Verdienste aber, die Ihr Euch bei Verteidigung der Christburg erworben habt,“ fuhr der Landmeister fort, „sollt Ihr zum Komtur auf der Burg Zantyr an der Weichsel ernannt werden. Ich hoffe,

daß Ihr auch dort Eurem Gelübde gemäß dem Orden treu dienen werdet.“

Schonenberg verneigte sich schweigend; der Groll schnürte ihm die Kehle zu. Sein ehrgeiziger Sinn hatte nach der Würde eines Großkomturs gestrebt, — nun sandte man ihn nach dieser kleinen Burg, welche höchstens einmal im Kampfe mit den Nachbarn in Pomerellen zur Geltung kam.

„An uns alle aber, liebe Brüder,“ sprach der Landmeister weiter, „möchte ich eine ernste Mahnung richten. Wir stehen jetzt wieder da, wo wir vor diesem großen, blutigen Aufstande schon einmal standen: das Land ist unser, das Volk ist unterworfen. Wir werden von heute an nicht mehr Feldherren, Krieger allein sein, wir sollen Regenten werden. Nicht nur das Volk zu unterwerfen, hat uns der Herr hierher gesandt; wir sind berufen, ihm das Licht des christlichen Glaubens, die Segnungen der deutschen Kultur zu bringen. Laßt uns dessen eingedenk sein und danach handeln. Laßt uns zurückkehren zu der Weisheit und Milde Hermann Balles, jenes ersten meiner Vorgänger in diesem Lande, unter dessen Leitung ein solcher Aufstand sich nie würde entzündet haben. Nicht durch Gewalt unterdrücken und ausrotten laßt uns das preußische Volk. Wohl sind seine Männer jetzt erschlagen, doch aus den Kindern wird ein neues Geschlecht heranwachsen und dieses laßt uns durch Liebe gewinnen. Es liegt ein guter Kern in der preußischen Art; gelingt es uns, ihre Seelen für Christenglauben und deutsche Sitte zu erschließen, daß sie uns nicht mehr hassen als die Eroberer und fremden Eindringlinge, so bin ich sicher, daß es uns auch vergönnt sein wird, dieses Volk einst einem hohen Beruf entgegen zu

führen als die Wächter und Grenzpfiler des Deutschtums gegen den Osten hin.“

Die mahnenden Worte des Landmeisters fielen auf einen fruchtbaren Boden. Selbst die ärgsten Heißsporne waren durch die schweren Zeiten der Not gedämpft worden und der Dank für die plötzliche und wunderbare Errettung stimmte alle Herzen versöhnlicher. Und allmählich fanden die freundlichen Friedensworte auch ihren Weg hinaus zu dem besiegten Volke. Ein Gau nach dem andern hatte sich unterworfen. Das Glück ihrer Waffen war dahin; verzagt und voll Groll verbarg sich der Rest des Volkes in seinen Wäldern. Doch allmählich drangen friedliche Mahnungen an ihr Ohr und langsam kamen die Flüchtigen aus ihren Schlupfwinkeln wieder hervor. Mit Versprechungen und reichen Gaben zog der Orden an sich, wer die Taufe annehmen wollte. Auch Symeko war unter denen, welche seinem Rufe folgten. Zwar entsagte er schweren Herzens der alten Freiheit, doch war es ihm unmöglich, für immer als ein Geächteter mit Weib und Kindern im Walde zu hausen.

Nomeda aber blieb ihrem Gelübde treu. Mit allen, welche sich der neuen Herrschaft nicht beugen wollten, lebte sie verborgen im Walde, als Priesterin ihren Göttern dienend. Sie stand bald im Rufe großer Heiligkeit und man glaubte ihren Prophezeiungen. Selbst die, welche offen die Taufe angenommen hatten, kamen heimlich zu ihr, um Rat und Hilfe zu erbitten, und indem sie beides gab, soviel es in ihrer Macht stand, wurde ihr Wirken ein gesegnetes für ihr Volk. Lange noch nach ihrem Tode ging die Sage um von der geheimnisvollen Frau, welche in der

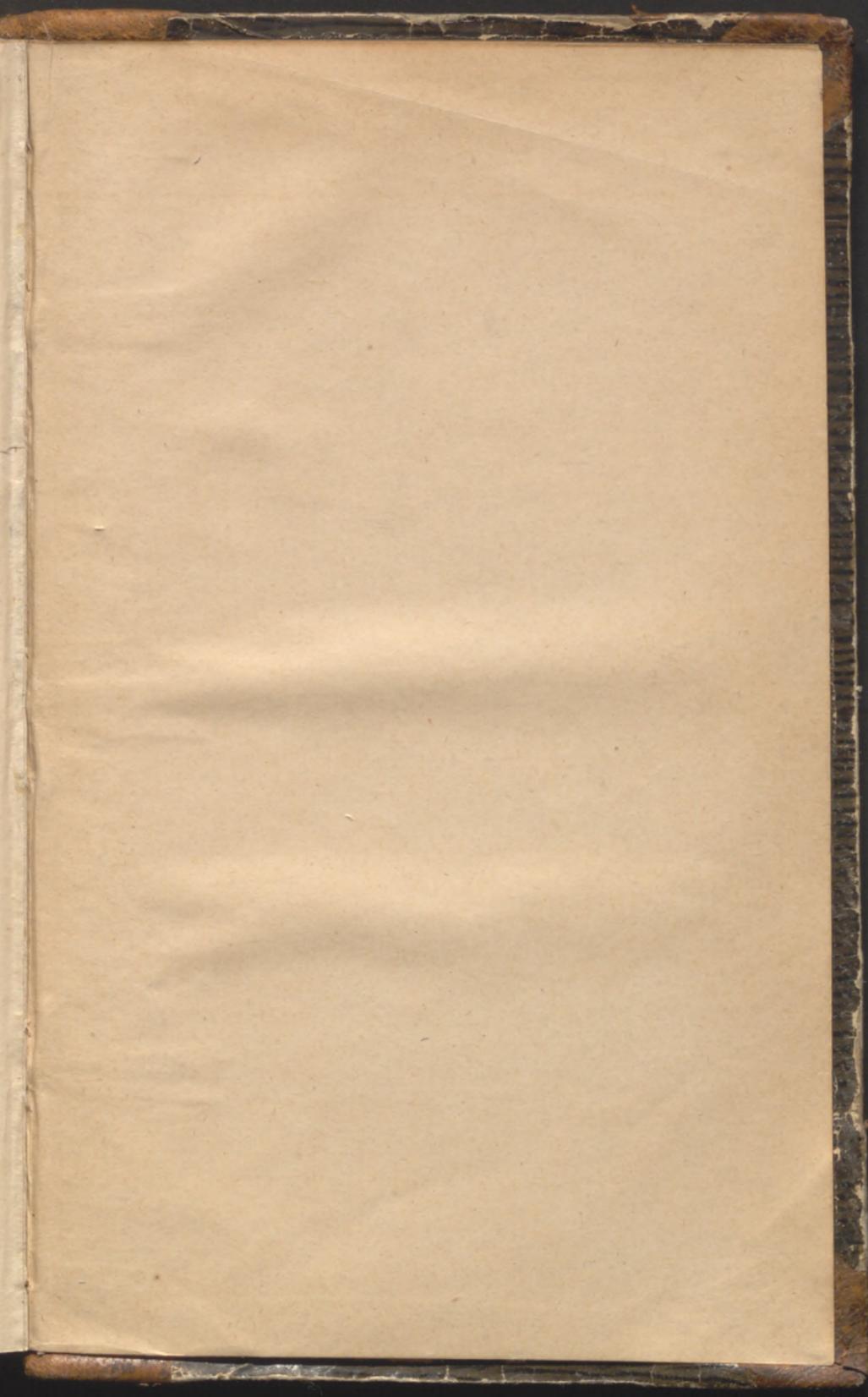
alten Priesterhütte nahe der Schlucht gelebt hatte und in der Phantasie der neuen Geschlechter ward sie zum Sinnbild der untergegangenen Freiheit.

Auch den geheiligten Stätten des alten Waldes bewahrte das Volk ein getreues Andenken. Man gedachte der Schlucht nicht, ohne sich des blutigen Kampfes zu erinnern, welcher darin stattgefunden, und wählte sie gerne zum Schauplatz heimlicher Zusammenkünfte, glaubte man doch, daß die alten Götter hier im tiefen Walde noch verborgen lebten, um einst den Ihrigen die alte Herrlichkeit wieder zu bringen. Wohl sprach der Eifer christlicher Priester den Bann über die Stätte und gab ihr den Namen „Hölle;“ wohl empfanden die ins Land gezogenen deutschen Ansiedler ein abergläubiges Grausen und vermieden den Ort; das Landvolk ließ sich dadurch nicht beirren. Ihm blieb die Schlucht lieb und es konnte nicht verstehen, weshalb dies Fleckchen Erde, über welches alle Jahreszeiten gleichmäßig den Zauber der Poesie ausschütteten, ein verfehntes sein sollte.

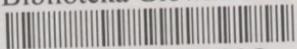
Heute ist der alte heilige Wald umher verschwunden und der Ackermann pflügt den Boden, auf welchem einst die Göttereichen standen; die Schlucht aber liegt noch da wie einst, drunten das rieselnde Wasser und an den steil abfallenden Wänden uralte Bäume, und wie einst wogt das Farnkraut und blühen die Blumen und die Schwarzdrossel singt im Frühling ihr liebliches Lied.

— ❁ —  
Druck von J. Windoß in Berlin.

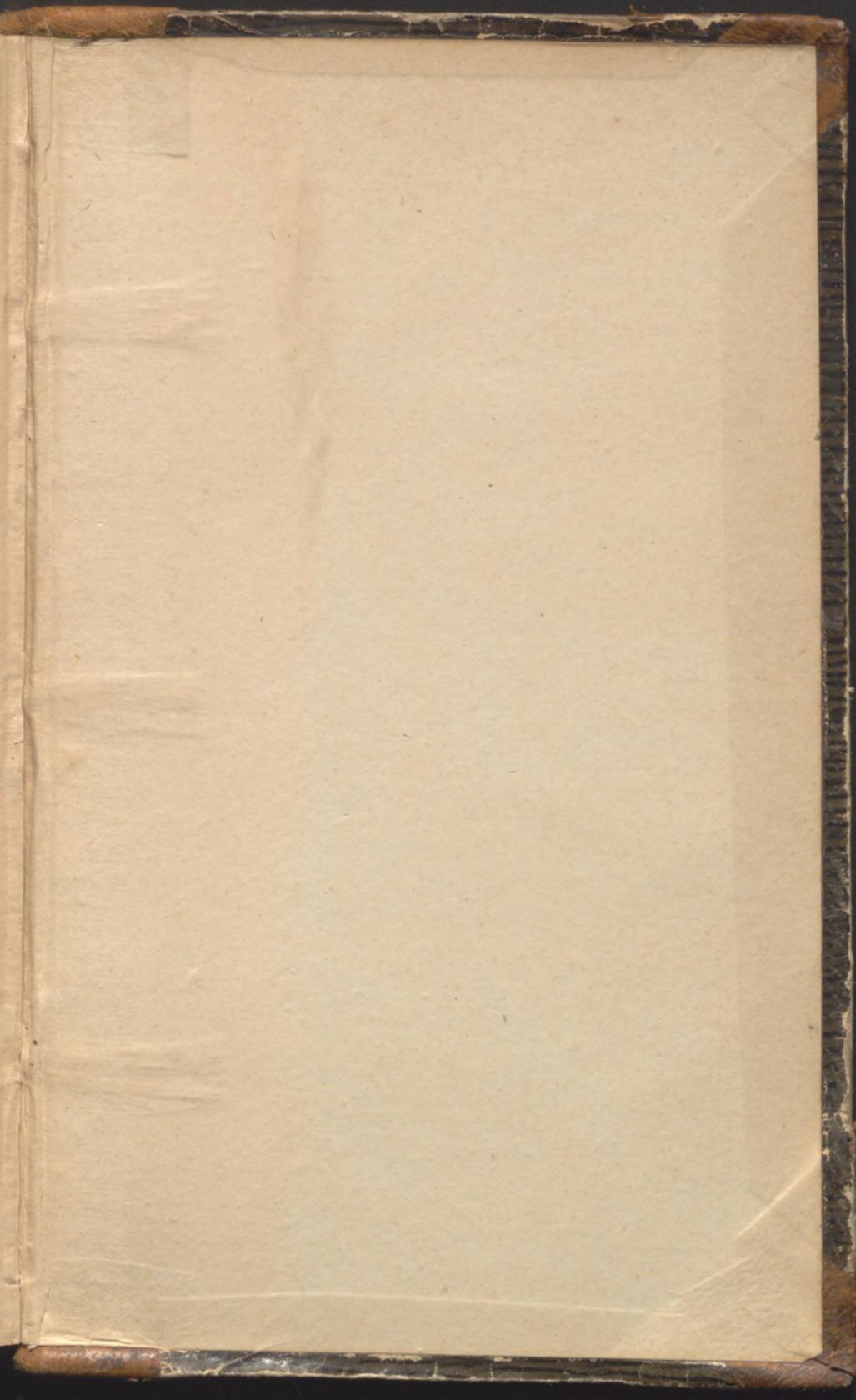




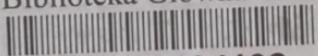
Biblioteka Główna UMK



300048694198



Biblioteka Główna UMK



300048694198